17/1985 Preis 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Heimliche Quälgeister

Allergie — ererbtes oder erworbenes Leiden?

Hölzerne Wiege

Stationen des Stabhochsprungs und ihre Weltrekordler

Ferienspaß am Störitzsee

Polnische Kinder erleben mit ihren Freunden frohe Sommertage

Auf freiem Grund ...
Ein Bördedorf 40 Jahre nach der Bodenreform **Seite 4**

Bilder und Standpunkte
Energiemaschinen aus Wolgodonsk **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Reise-Rätsel **Seite 16**

Landwirtschaft
Besuch in der Pilot-Genossenschaft Zongsanri nahe der koreanischen Hauptstadt **Seite 18**

Medizin
Allergie im Griff? **Seite 20**

Bildbericht
Heimlich unter heiklen Möwen **Seite 24**

Geschichte
Prof. Tamara Motylowa als Augenzeugin des Treffens Bechers mit Gorki **Seite 26**

Baustellengeschichten (4)
In der Tradition von „Sichel und Hammer“ **Seite 28**

Film
FREIE WELT bei Regisseur Elem Klimow in Moskau **Seite 30**

Ausstellung
Kunst aus Petrodworez in Sanssouci **Seite 32**

Literatur
Emiljan Stanew: „Der Steinbock“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Der Zauberer der Smaragdenstadt **Seite 40**

Expedition
Flugzeugbergung im Pamir **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Folklore
Musikschule in den Rhodopen **Seite 46**

Sport
Die Geschichte des Stabhochsprungs **Seite 48**

Porträt
Der Schriftsteller Jiří Marek und sein Prag **Seite 52**

Titelfoto:
Volker Hohlfeld fotografierte im Zentralen Pionierlager „Alexander Matrossow“ Artur, Katja und Mirko

Redaktionsschluß für dieses Heft: **12. 8. 1985**

„Wir machen keinen Ausflug“

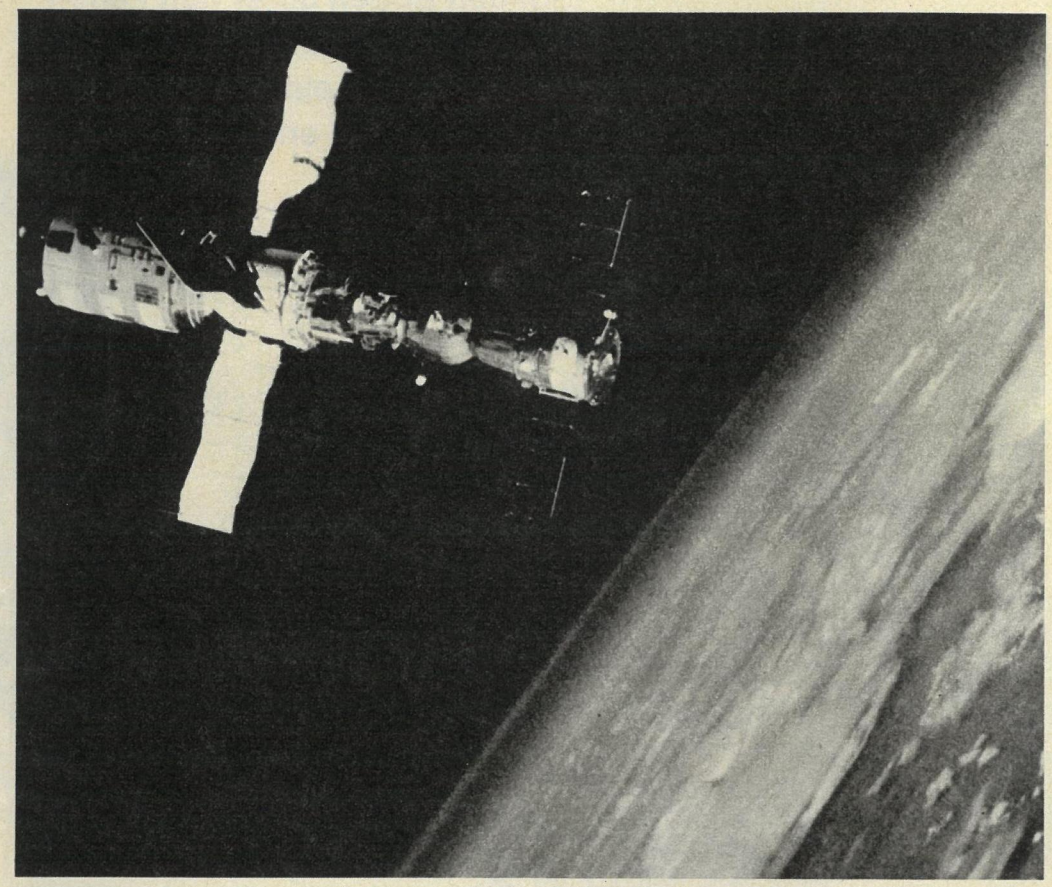
Das ist selten. Der Mann, der immer ernst und nachdenklich schaut, lächelt in die Kamera und in das Mikrofon. Wladimir Dshanibekow vor seinem fünften Weltraumflug, ihm zur Seite ein Konstrukteur und schon erfahrener Kosmonaut. Viktor Sawinych sein „neuer“ Bordingenieur. Außergewöhnlich vor einer außergewöhnlichen Mission, kurz vor dem Start des Raumschiffes Sojus-T-13, vor zweieinhalb Monaten, das die beiden zur Salut-7 (Bild oben) bringen soll. Zur Orbitalstation, die seit drei Monaten taub, stumm, blind und offensichtlich manövrierunfähig auf ihrer Umlaufbahn treibt. Salut-7 reagiert auf kein Kommando aus dem Flugleitzentrum. Die Bodenstationen empfangen keine Funkzeichen aus dem Orbit. Kein Signal von den dreitausendfünfhundert Sensoren, die je nach Aufgabe von einmal pro Minute bis zu hundertmal pro Sekunde den Kontrollzustand zur Erde melden. Drei Monate Ungewißheit, nachdem die Station von April 1982 bis Februar 1985 funktionierte. Drei Monate, in denen sich Wladimir Dshanibekow und Viktor Sawinych auf das Ungewisse vorbereiteten und ausschließlich außergewöhnliche Flugsituationen und Bordoperationen trainierten, um zu erkunden, was im Orbit passiert ist. Um vielleicht die Station zu retten.

Dshanibekow lächelt in die Kamera und in das Mikrofon: „Zwischen einem Beefsteak und einem Schaschlyk kann ich wählen. Zwischen zwei Raumflügen nicht. Jeder muß durchgeführt werden. Schließlich bin ich Kosmonaut, und das ist mein Beruf.“ Er liebt es nicht, vom Außergewöhnlichen beim Außergewöhnlichen zu sprechen. Zuversicht und Vertrauen sind die Gefährten der beiden, und Dshanibekow fügt lediglich hinzu: „Wir machen keinen Ausflug.“

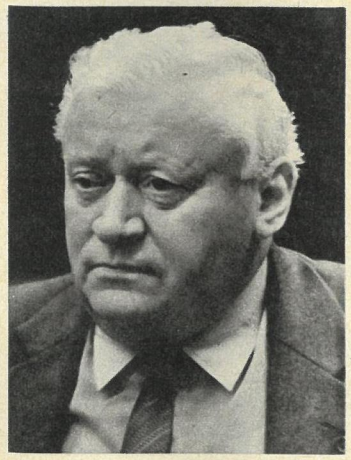
Zwei Wochen nach dem Start von Sojus-T-13 ist Salut-7 nicht mehr taub, stumm und blind. Nach einer dramatischen Rettungsaktion beginnt der Fast-Alltag an Bord. Wissenschaftliche Experimente und Erderkundung, obwohl Dshanibekow und Sawinych weiter reparieren, Ausrüstungen testen und das „Sonnenkraftwerk“ noch auf volle Touren bringen müssen. Ausstieg in den freien Weltraum. Außenbord-Montage zusätzlicher Solarflächen. Was selbst Konstrukteure von Salut-7 nicht so recht für möglich hielten und nur insgeheim hofften, gelang: Die Orbitalstation ist wieder zum sicheren Domizil für Kosmonauten geworden. Fachleute in aller Welt verfolgen die Mission Dshanibekows und Sawinychs mit großer Aufmerksamkeit. Ein Vertreter der US-amerikanischen Raumfahrt-Administration NASA sparte nicht mit Komplimenten: „Die beiden Kosmonauten betraten Neuland. Wir wissen inzwischen mit absoluter Sicherheit, daß die Raumstation „tot“ war – als Folge eines massiven elektrischen Kurzschlusses. Kein Gerät an Bord funktionierte mehr, weder Radar noch elektronische Rendezvous-Hilfen. Trotzdem bewerkstelligten die beiden Kosmonauten das Rendezvous, trotzdem konnten sie an die Raumstation anlegen und sie betreten. Das ist schon eine phantastische Leistung.“ Wie Dshanibekow und Sawinych Sojus-T-13 an Salut-7 ankoppelten, wie sie die Station betraten und wieder funktionstüchtig machten, das erfahren Sie in unserer nächsten Ausgabe. Die dramatischen Situationen dieses Fluges schildern wir in dem Tatsachenbericht „Der kosmische Feuerwehrmann“.

Karl-Heinz Eyermann

Fotos: Nowosti, TASS



„Kosmonauten“ auf Parteitagskurs



**Prof. Dr.
Karlheinz Jentsch,
Generaldirektor,
VEB Mansfeld Kombinat
„Wilhelm Pieck“ *)**

In unserem Kombinat wird, wie überall in der Republik, lebhaft über die Planvorhaben für 1986 diskutiert. Ergebnis dessen sind zahlreiche Vorschläge der Werktätigen, die beweisen, daß die von der Partei der Arbeiterklasse auf der 10. Tagung des ZK formulierte Aufgabenstellung nach weiterer Leistungssteigerung mit Hilfe von Wissenschaft und Technik realisiert werden kann.

Dabei zeigt sich, wie wichtig das enge Zusammenwirken mit unseren sowjetischen Genossen und Freunden ist. In den letzten Wochen und Monaten konnte ich mich bei zahlreichen Gelegenheiten von dem Ideenreichtum und dem Leistungswillen unserer Bergleute, Hüttenarbeiter, Walzwerker und Maschinenbauer zur Vorbereitung des XI. Parteitages der SED überzeugen. Während der Aussprachen beeindruckte mich immer wieder, wie von den Werktätigen auf die Notwendigkeit des engen Bruderbundes mit der UdSSR bei der Verwirklichung unserer auf die Erhaltung des Friedens gerichteten Aufgaben hingewiesen wurde.

Ich denke dabei an die dreißig Kosmonautenkollektive unseres Kombinats, die ihren Ehrennamen stets mit hohen Produktionsergebnissen rechtfertigen. Ich denke an die Kollegen aus den 640 Produktionskollektiven des Stammbetriebes, die den Titel „Kollektiv Deutsch-Sowjetische Freundschaft“ tragen. Die gerade von diesen Kollektiven in den zurückliegenden sieben Monaten erbrachten Wettbewerbsergebnisse bestärken mich in der Überzeugung, daß das Mansfeld Kombinat seine Verpflichtungen zum XI. Parteitag erfüllen wird.

Dies um so besser, je mehr wir uns in der Leitungstätigkeit darauf konzentrieren, alle der deutsch-sowjetischen Freundschaft innewohnenden Potenzen in den Dienst unseres weiteren politischen und ökonomischen Wachstums zu stellen. Die Zirkel zur Auswertung sowjetischer Erfahrungen, die Brigaden und jene Kollektive, die um den Titel „Kollektiv DSF“ kämpfen, haben gerade in der Vorbereitung des Planes 1986 ein gewichtiges Wort mitzusprechen.

Die Zusammenarbeit mit den sowjetischen Kombinaten und Betrieben gilt es weiter zu vertiefen. Dabei geht es einmal um den angebahnten technisch-ökonomischen Leistungsvergleich mit unserem Partnerkombinat Almalyk in Usbekistan auf dem Gebiet der Kupfer- und Drahtproduktion. Ihn werden wir so intensivieren, daß beide Partner ihrer Volkswirtschaft ein Maximum an Qualitätserzeugnissen zur Verfügung stellen können. Zum anderen setzen wir unsere Kontakte zu den Bruderkombinaten in Sibai und Belorezk in Baschkirien fort. Die Brigadenaustausche bringen uns beiden großen Nutzen. Das gegenseitige Verständnis ist gewachsen.

Zugleich wird unser Kombinat seine umfangreichen Verpflichtungen bei der Realisierung der DDR-Investitionsbeteiligung am Aufbau eines neuen Bergbau- und Aufbereitungskombinates in Kriwoi Rog in Ehren erfüllen. Die in der Vergangenheit mit sowjetischen Partnern im Mansfeld Kombinat realisierten Vorhaben, wie der Aufbau des Leichtmetallwerkes Nachterstedt, die Rationalisierung des Rohr- und Stangenzuges für Schwermetalle, der Aufbau der Draht-Gieß-Walzanlage für Kupfer und die daraus resultierenden Erfahrungen, verbunden mit dem Ideenreichtum und dem Leistungswillen unserer Arbeiter, Ingenieure und Ökonomen, werden uns in die Lage versetzen, gemeinsam mit unseren Partnern in Kriwoi Rog eine weitere wichtige Seite im Buch der Integration aufzuschlagen. Die ruhmreiche Tradition der deutsch-sowjetischen Freundschaft, wie sie sich auch in der Fahne von Kriwoi Rog manifestiert, findet damit ihre Fortsetzung.

Ja, mit der Tat, mit guter redlicher Arbeit, mit Fleiß, mit ganz persönlichem Engagement für das Wohl und das Glück unserer sozialistischen Gesellschaft, für Sicherheit und Frieden werden die Werktätigen unseres Kombinats die von der Partei und Regierung gestellten Aufgaben verwirklichen. Dies ist meine feste Überzeugung.

*) Prof. Dr. Jentsch ist Mitglied des Zentralvorstandes der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft

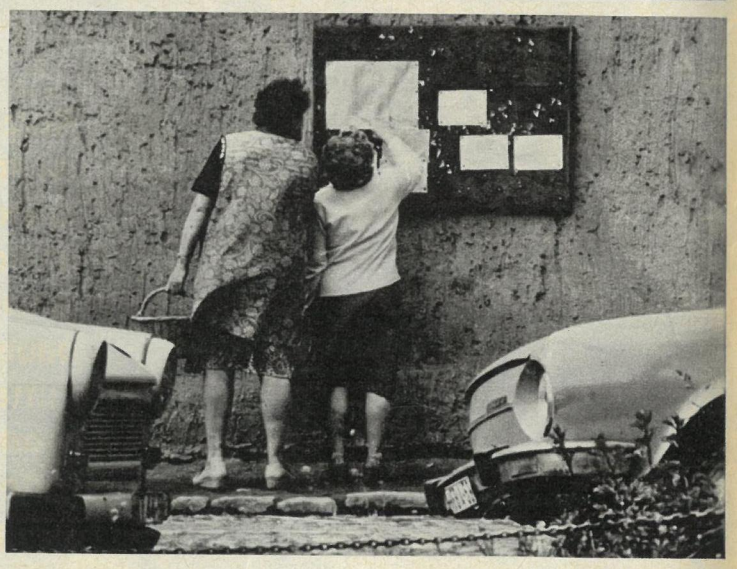
Eigenen Boden unter den Füßen zu haben — Jahrhundertelang ein Bauerntraum. Die Bodenreform erfüllte ihn 1945.

Der besiegelte Besitz

Kurz nach fünf Uhr. Die Luzerne ist noch feucht. Ein paar Krähen spektakeln über die Felder. Hier und dort hebt ein Hase die Löffel. Gewohnte Bilder für die Bördebauern. Seit vier Uhr mäht die Futterbrigade der LPG Pflanzenproduktion Rottmersleben Grünfutter für die Frischfutterversorgung. So selbstverständlich wie Tau und Sonnenaufgang sind die Morgeninspektionen ihres Genossenschafts- und Kooperationsvorsitzenden Ernst-August Pasewald (links im Bild). Wo sein Moskwitsch über die Dorfstraße rollt, wird er begrüßt als erster unter gleichen. Dieter Heimlich (Text) und Volker Hohlfeld (Bild) begleiteten ihn.

Der besiegelte Besitz

Rottmersleben – tausendjähriges Bördedorf mit Technik und Idylle. Die Versammlung der Brigadiere (Foto links Mitte) gehört zum Wochenablauf wie der Schwatz danach. Einer der Wohlstandserzeuger heißt Hopfen, erklärt Hauptökonom Kaczmarczyk (links oben). Fröhliche Märchenbilder an alten Scheunentoren und der Schäfer wie aus dem Märchen. Am Aushang: Termine für Rübenpflege und Rotlaufimpfung. Ohne Terminanmeldung: der neue Pflegestützpunkt (rechts oben).



Erster Besuch in Rottmersleben: Das Frühjahr wagte noch nicht, sich dem Winter zu widersetzen. Braun der Boden, grau der Himmel, silbrig die Pfützen auf den Äckern. Ernst-August Pasewald wirkte nervös. Der schwere Mann saß neben seinem Telefon und erzählte aus der Rottmerslebener Geschichte. Diszipliniert, aber nicht gerade mit Hingabe. Endlich klingelte der Apparat. Der LPG-Vorsitzende belebte sich: „Wie viele sind auf dem Acker? Viere. Sollen nicht Feierabend machen. Wenn es nicht wieder anfängt zu regnen, sollen sie arbeiten, bis sie fertig sind. Sagen wir… fünfzig Mark Prämie für jeden, wenn sie es schaffen. Können wir verantworten. Einverstanden?“

Eigentlich war er es, der sich verstanden fühlte. Die Traktoristen hatten keinen Auftrag abgewartet, sondern von sich aus versucht, die Frühjahrsbestellung zu beschleunigen. Als wir am nächsten Morgen den Vorsitzenden begleiteten, dampfte der Boden. Die Sonne kam heraus.

Im Märzen der Bauer… denkste! Denken muß der Vorsitzende, müssen alle Mitarbeiter der Pflanzenproduktion beizeiten über Flächenverteilung, Saatgutbereitstellung, Arbeitskräfteeinsatz, Düngetermine… Lange bevor der Frühling Einzug in der Börde hält. Zuckerrübenland? Auf der Hälfte aller Flächen der Genossenschaften (4800 Hektar) wird Getreide angebaut, auf sieben Prozent Gemüse und auf einem Prozent Hopfen, der fünf bis sechs Prozent des Gesamterlöses ausmacht. Warum sie nicht mehr von der dekorativen Kletterpflanze anbauen?

So kann nur fragen, wer die Arbeit am Hopfen nicht kennt. 300 000 Drähte müssen gespannt und in drei Meter Höhe befestigt werden. Im Mai werden die jungen Pflanzen angeleitet. Es heißt wirklich so: Die Kletterer müssen sich innerhalb von fünf Tagen, immer rechts herum, um den Draht winden. Wird es sonnig, wächst der Hopfen zehn, fünfzehn Zentimeter am Tag. Unkrautfrei will er auch sein.

Zuckerrüben wachsen auf 17 Prozent der Flächen. Auch die werden nur kräftig und süß, wenn beizeiten das Unkraut gebremst wird. Mit Handhacke, Maschinenhacke, Herbiziden.

Schlimm wird es, wenn sich das „grüne Ungeheuer“ regt, wenn die Erbsen heranzureifen drohen. Mitunter hilft es überhaupt nichts, daß verschiedene Sorten zu verschiedenen Aussaatterminen in den Boden gekommen sind. Die Witterung läßt manchmal auf allen 280 Hektar die Gemüseerbsen fast gleichzeitig erntereif werden. In höchstens sechs Wochen müssen die Felder beräumt sein. Und dann ist die Enttäuschung groß, wenn die Konservenfabriken dem Ansturm nicht gewachsen sind. In günstigen Jahren erwirtschaften Rottmersleben und seine Partner dreieinhalb Millionen Mark auf den Erbsschlägen. Eigene Maschinen haben sie sich für den Erbsdrusch gebaut. („Manche denken ja immer noch, wir sind die dummen Bauern, aber wir haben kluge Dorfschmiede.“) Und dann gibt es Jahre, in denen das Ergebnis weit unter dem möglichen liegt: Als grüne Erbsen geplant, müssen sie teilweise als reife, trockene geerntet werden. Damit soll demnächst Schluß sein. In einem Dorf der Kooperation ist eine Gefrieranlage geplant. Grüne Feinfrosterbsen werden ins Angebot kommen. Ein Beispiel dafür, daß die Rottmerslebener sich nicht aufs Wetter verlassen, sondern auf Wissenschaft, Technik und die eigene Initiative. Wer Besitzer des Bodens ist, trägt auch die Verantwortung für die höchstmöglichen Erträge und für deren restlose Nutzung!

Seit 1972 zählen sechs Dörfer zur Kooperation der Pflanzen- und Tierproduzenten. Die LPG arbeiten in drei Territorialabteilungen weitgehend selbständig. Das Zusammenspiel wird vom Kooperationsrat geleitet. An der Spitze des Rates steht Pasewald. Der überläßt nichts dem Selbstlauf.

Das lange Studium des E.-A. P.

Ernst-August Pasewald ist kein gebürtiger Bördebauer. Er stammt aus dem früheren Schlesien. Als junger Bursche von der faschistischen Erziehung geprägt, bedeutete es für ihn noch eine tiefe Enttäuschung, daß die großen Ziele des „obersten Kriegsherrn“ in Flucht und Tod endeten.

Als Mutter Pasewald in der Börde ankam, war ein Pferdegespann ihr ganzes Kapital. Die vier Söhne mußten den Mann ersetzen. Als die Kommission im Herbst 1945 den Boden einiger Rottmerslebener Großbauern, eines Freigutes und einer Domäne aufteilte, bekam auch Mutter Pasewald eine Neubauernwirtschaft. Sie warf sich in die Arbeit, unbeirrt von den Parolen der „Ehemaligen“: „Unrecht Gut gedeihet nicht!“ zischelten sie, oder „Ihr wißt doch, wo eure Heimat ist!“ Wenig Ermutigung, wenig Nahrung, viel Arbeit.

Der besiegelte Besitz

Ernst-August lernt, obwohl von klein auf in der Landwirtschaft, den Beruf in einem fremden Betrieb von der Pike auf. Hilft daneben in Mutters Wirtschaft. In den Wintermonaten der Jahre 1945 bis 47 besucht er die Landwirtschaftsschule in Haldensleben. Wenn er am 3. November zur Schule muß, haben die Rüben auf Mutters Akker am 1. aus dem Boden zu sein. Morgens sind die Kühe zu melken und die Pferde zu füttern. Nach der Schule wartet dieselbe Arbeit wieder auf ihn. Als der Schnee bis an die Kronen der Straßenbäume reicht, fährt kein Zug. Also werden die zehn, zwölf Kilometer zur Kreisstadt zu Fuß neben zugewehten Straßen zurückgelegt.

1949 heiratet Ernst-August Pasewald die Tochter eines Neubauern. Der Bruder übernimmt die mütterliche Wirtschaft. Ernst-August geht Geld verdienen. Als Handlanger für 250 Mark im Monat. In den Wintermonaten gibt es zwischendurch mal keine Arbeit, also auch keinen Verdienst. In dieser Zeit – 1950 – legt er seine Gehilfenprüfung als Landwirt ab. Wenige Wochen später wird er in Leipzig per Kurzausbildung Berufsschullehrer. Fast zwei Jahre lang ist er Lehrer in der MTS, der Maschinen-Traktoren-Station. Er möchte aber als Agronom in der MTS arbeiten.

An der Agraringenieurschule bewirbt er sich, schließt 1954 als Feldbaumeister ab. Nach weiterem Fernstudium besteht er 1956 das Staatsexamen. Bis 1960 ist er in Rottmersleben Agronom. Im selben Jahr beginnt das Dorf vollgenossenschaftlich zu wirtschaften. Die Genossenschaft wählt den jungen Mann zum Vorsitzenden.

Weiter: 1967 erwirbt er sich den Ingenieur-Agrar-Pädagogen. 1970 erhält er das Diplom eines Agrarökonomen. Während der ganzen Studienzeit leitet er die LPG. Das heißt: Jeden Tag zwei bis drei Stunden Studium, am Sonnabend fünf, am Sonntag fünf Stunden. Verschiebt sich das Programm wegen praktischer Arbeit am Sonnabend, werden am Sonntag zehn Stunden Studium daraus. Seit 1950 Mitglied der Demokratischen Bauernpartei, seit einem Jahrzehnt Mitglied des Bezirkssekretariats, ist er heute Stellvertreter des Bezirksvorsitzenden. Zum 35. Jahrestag der Republik wird er auch dem Titel nach – Held der Arbeit.

Keine Ruhe für E.-A. P.

Zweiter Besuch: die Börde blüht. Am Morgen, fünf Uhr, kontrolliert der Vorsitzende den Stand der Grünfuttermahd. 2000 Dezitonnen müssen täglich als Frischfutter für 5000 Rinder und fast 5000 Schafe eingebracht werden. Vollbeladene Hänger schwanken zum Trockenwerk: Für den Winter werden 10 000 Dezitonnen Trockenfutter und über 200 000 Dezitonnen Silage gebraucht. Ernst-August Pasewald wechselt ein paar Sätze mit den Männern, ehe er wieder ins Auto steigt.

Auf den Äckern und in den LPG-Büros entsteht der Eindruck von Pasewalds Leitungsmethode: Miteinander beraten, zuhören, Einwürfe entwickeln. Das Gespräch auf den Punkt bringen, den er sich vorgenommen hat. Und wenn seine Überzeugung geteilt wird, kommt es den meisten so vor, als sei dies die eigene…

In Ackendorf wartet eine unangenehme Überraschung. Eine „Fregat“ soll beschädigt sein. Jemand wird mit dem Motorrad zur Bewässerungsanlage geschickt. Während Pasewald auf den Bescheid wartet, werden im LPG-Büro von einer Mitarbeiterin telefonisch Arbeitskräfte mobilisiert: „Die Rüben sind ausgemessen. Die müssen spätestens bis Montag gehackt sein!“ – „Richtig“, kommentiert Pasewald. Jemand ruft zurück, aus der Familie könnte keiner das Rübenhacken übernehmen. „Dann kann es auch keine Naturalien geben, erinnere daran!“ Das Rübenhacken ist in Rottmersleben und den anderen Dörfern der Kooperation auf besondere Weise eingeteilt: Einige Familien hatten einst Acker in die Genossenschaft eingebracht. Sie arbeiten heute in der Industrie und lassen das Land von der LPG bewirtschaften. Auch sie haben Anrecht auf Futter für die eigene Hauswirtschaft. Die Rübenschläge werden ausgemessen, und jeder Familie wird ihr Pensum zugeteilt. Auf diese Weise braucht niemand den Rat des Kreises um Hilfskräfte zu bitten.

Inzwischen ist der Motorradfahrer zurück: Es war nur ein Gerücht, die Fregatanlage funktioniert. Erleichtert bricht Pasewald auf.

Als er um acht Uhr wieder in Rottmersleben ankommt, haben sich die Brigadiere aus den verschiedenen Bereichen im LPG-Gebäude versammelt, oben im großen Saal.

Die Wände sind mit Urkunden, Zeitungsausschnitten, Statistiken und alten Fotos geschmückt. Jeder kann sich den Produktionszuwachs, die Erfolge schwarz auf weiß angucken. Die alten Häuser vor 1945, dann der erste sowjetische Mähdrescher, aber auch Ernst-August Pasewald im Bild beim Hindernisreiten 1952. Oder 1957 inmitten des MTS-Kollektivs neben einer Hackmaschine mit Eigenantrieb. Und da hängt auch eine der alten Urkunden:

„DER BODEN DEM BAUERN. Auf Grund der Verordnung der Provinzialverwaltung Sachsen über die Bodenreform vom 3. September 1945 wird dem Bauern Robert Scharping, wohnhaft in der Gemeinde Rottmersleben Kreis Haldensleben, ein Grundstück im Umfang von 10,76 ha einschließlich Wald rechtskräftig zum persönlichen, vererbbaren Eigentum übergeben. Das dem Bauern Robert Scharping übergebene Grundstück liegt in der Gemeinde Rottmersleben und hat laut dem von der Bodenkommission aufgestellten Verteilungsplan die Nr.... Der Bauer Robert Scharping erhält das Grundstück schuldenfrei. Diese Urkunde berechtigt zur Eintragung des Grundstücks in das Grundbuch.

Halle, den...
Der Landrat
von Haldensleben
Der Ministerpräsident
des Landes Sachsen-Anhalt"

Stempel, Unterschriften, besiegelter Besitz. Etliche Jahre Neubauerndasein, manch magere, einige fette Jahre. Dann zieht Unruhe ins Dorf, als sich die ersten Bauern zu einer Genossenschaft zusammenschließen. Einige kennen den Leninschen Genossenschaftsplan und auch, was Friedrich Engels schon vorausgesehen hat: Die Zukunft gehört dem Großbetrieb. Gegen den Großbetrieb hat auch der Rundfunk des Gegners nichts. Wenn es ein Privatbetrieb ist. Vom Sterben der kleinen Höfe in Hessen oder Niedersachsen erzählt er nicht, rät aber den DDR-Bauern ab, sich der LPG anzuschließen. So mancher Neubauer wälzt sich in den folgenden Jahren auch in Rottmersleben schlaflos im Bett: Weshalb habe ich den Boden bekommen, wenn ich ihn jetzt wieder hergeben soll? Über die Arbeitskräfte der Familie, über den eigenen Feldrain hinauszusehen – hier noch nie erprobt. Die Frauen, die höchstbelasteten Arbeitskräfte, finden eher Geschmack als die Männer am gemeinsamen Wirtschaften.

Ein Bauer, der in einen Hof „eingeheiratet" hat, zieht seine Schwiegermutter zu Rate. „Günter," sagt die alte Frau, „unterschreib! Ich hab dir schon vor Jahren gesagt: Im Osten geht die Sonne auf!"

Erst ganz allmählich kommt die Genossenschaft aus den roten Zahlen. Die Bauern sagen nicht mehr d i e LPG, sondern u n s e r e LPG. Niemandem ist der Besitz genommen, jedem gemehrt worden. Aber ist die Genossenschaft schon ein Großbetrieb? Einige im Dorf, die Jahre vorher noch den Blick am eigenen Feldrain senkten, beginnen über die Grenzen der Genossenschaft hinauszuspähen. Sie begegnen aus der Nachbar-LPG ebensolchen Blicken. Wie aber kooperieren? Wieder wird Neuland beschritten, Erfahrungen müssen gesammelt werden. Wie einst bei der Gründung der Genossenschaft, so auch bei der Bildung der Kooperation. Da bleiben auch Fehler nicht aus. Aber wer will zurück zu Pflug und Sense? Moderne Technik ist teuer. Die Anschaffung lohnt sich nicht für nur ein Dorf. Wenn Rottmersleben, Ackendorf, Groß Santersleben und Schackensleben, Nordgermersleben und Bornstedt zusammenwirtschafteten...

Gut arrondiert, Verwaltung gespart, Mittel für Bewässerung, mehr Technik, mehr Erträge.

Thema auf der Bauernhochzeit im Nachbardorf früher, wenn der Kaffee aufgefahren wurde – das Geld. „Was bekommt Ihr für eine Arbeitseinheit? Das ist ja ein Ding! Wir kriegen bloß..." Aber zur Kooperation gehören auch abgestimmte soziale und kulturelle Bedingungen. Welch ein Weg von der Bodenreform vor vierzig Jahren bis zur Kooperation! Ernst-August Pasewald ist LPG-Vorsitzender in Rottmersleben seit 25 Jahren und Vorsitzender des Kooperationsrates seit der Gründung 1972. Er ist vorausgegangen auf dem Weg.

★

Als Ernst-August Pasewald an den Kaffeetisch tritt, ist der Tag fast vorbei. Frau Ilse, Nadine, Michael, Margrit und Ernst-Thomas, Kinder und Enkel versammeln sich. Ernst-August wird eine Zigarre gereicht. Einer der seltenen Augenblicke, in denen das „Oberhaupt" die Familie um sich hat.

Aber das Bild vom behäbigen Feierabend will zu Ernst-August Pasewald so recht nicht passen. Sogar die beiden Freitagabende im Monat, da er in den Dorfkrug geht, sind für seine Arbeit wichtig: Dort am Stammtisch erfährt er, was ihm mancher über den Schreibtisch nicht sagt. Wie er so für den Fotografen die Hausherrnpose einnimmt, erinnert er an sein eigenes stolzes Wort: „Wir sind viel mehr als Bauern, wir sind Genossenschaftsbauern!"

„Wir sind viel mehr als Bauern – wir sind Genossenschaftsbauern!" Ernst-August Pasewald (mit seiner Frau Ilse) strahlt sein eigenes Selbstbewußtsein auf die Mitmenschen aus.

Zusatzfotos: Mahmoud Dabdoub

Stahl fügt sich zu Stahl. Verschweißt zu beständigen Formen. Zu gewaltigen Verdampfern, wie auf dem Foto zu sehen. Zu Reaktorblöcken. Zu Systemen und Baugruppen für künftige Kernkraftwerke. Dazwischen hantieren Menschen. Sie nehmen sich in dieser übermächtigen technischen Umgebung klein aus. Dabei sind sie der Kern der Dinge. Sie veredeln die Metalle, sie dirigieren all die Prozesse, die Takt für Takt in den Produktionsbereichen unseres Wolgodonsker Werkes „Atommasch" ablaufen. Die Ausrüstungen für Kernkraftwerke entstehen hier wie am Fließband, jährlich acht Reaktoren mit einer Leistung von je 1000 Megawatt.

Da, wo sich das Werk breit macht, dehnte sich vor noch nicht allzu langer Zeit die Steppe. Ich bin hier aufgewachsen und erlebte die Umgestaltung. Zum XXV. Parteitag der KPdSU wurde der Grundstein für die erste Produktionshalle gelegt. Anläßlich des XXVI. Parteitages lieferten die Elektromaschinenbauer den ersten Reaktor aus, bestimmt für das Südukrainische Kernkraftwerk. In Vorbereitung des XXVII. Parteitages geht es um die weitere Intensivierung der Produktion und zugleich um die weitere Verbesserung der Lebensbedingungen der Bürger von Wolgodonsk.

Viel wurde getan. Zum Werk gesellte sich inzwischen eine neue Stadt. Das sagt sich dahin, ist aber mit einer Vielzahl von Problemen verbunden. Nur eins: Wer während der Schicht mit Metallen umgeht, erfreut sich zum Feierabend gern an Blumen, Sträuchern, Bäumen. Doch so wie es Geduld braucht, die Menschen, die aus allen Landesteilen kamen, hier zu verwurzeln, so braucht man auch Geduld mit den Pflanzen auf dem Steppenboden. Von 170 Birken, die wir in Werknähe im letzten Frühjahr setzten, überstand keine den trockenen Sommer... Aber wir können Wohnungen vorweisen und medizinische Einrichtungen und Schulen und ein Stadtzentrum. Dort erhebt sich eine Skulptur. Ein stilisiertes Atommodell, verwoben mit Trauben prächtigen Weines. Symbol der friedlichen Nutzung des Atoms, die das Leben reicher macht. Dafür arbeiten wir, dafür steht der Name unseres Werkes und seiner Stadt.

Kernenergie sinnvoll zu entwickeln, setzt wissenschaftliche Erfahrungen auf hohem Niveau voraus, industrielle Spitzenleistungen. Die RGW-Länder vereinen dazu ihre Kraft und ihr Wissen, entwarfen ein bis ins nächste Jahrtausend reichendes Konzept für die Entwicklung der vereinigten Energiesysteme. Die für die nächsten Jahre zu erwartende Steigerung des Gesamtbedarfs an Energie soll größtenteils durch die Kernkraft gedeckt werden. In unserem Land wird in diesem Jahr die Produktion von Elektroenergie in Kernkraftwerken auf 220 Milliarden Kilowattstunden steigen, sich damit gegenüber 1980 verdreifachen. In den Hallen des „Atommasch" entstehen bereits Ausrüstungen für die ersten Kernheizkraftwerke. Sie sind bestimmt für die Städte Gorki – dort soll es einmal an die fünfzig herkömmliche Heizkraftwerke ablösen – und Woronesh.

Aufgaben für die Gegenwart und für die Zukunft. Die Arbeiter und Ingenieure im Wolgodonsker Werk meistern sie.

Pjotr Ponomarenko,
Erster Stellvertreter des Vorsitzenden im Stadtsowjet Wolgodonsk

BILDER UND STANDPUNKTE

Vom Kern der Dinge

Foto: Detlef Christel

● Wörtlich

Meiner Meinung nach ist die Teilnahme der Moslems an der Friedensbewegung nicht nur eine religiöse, sondern auch eine menschliche Pflicht.

Sheikh Ahmed Kaftarou, Großmufti der Syrischen Arabischen Republik

● Kurz berichtet

Etwa ein Viertel ihrer Produktion exportiert die tschechoslowakische Papierfabrik Olšany für etwa 250 Millionen Kronen in 40 Länder der Welt. Das Sortiment reicht vom groben Pack- bis zum feinsten Zigaretten-Papier.

Nach mehrjähriger Bauzeit und einer Investition von 284 Millionen Forint wurde jetzt ein großzügig gestaltetes Jugenderholungszentrum am ungarischen Velence-See seiner Bestimmung übergeben. Es umfaßt ein Hotel, ein Freizeitzentrum, eine Kaufhalle sowie eine Jugendherberge.

Im Kraftwerk Nummer 4 von Ulan-Bator wurde die mit 100 Megawatt leistungsfähigste Turbine der Mongolei sowie ein dritter Kessel für die Wärmeerzeugung in Betrieb genommen.

In den Bau und die Instandsetzung von Wohnhäusern in Havanna investierte die Regierung Kubas in diesem Jahr umgerechnet 50 Millionen Dollar.

Vom Hydrometeorologischen Zentrum der UdSSR wurde errechnet, daß ein mittlerer Sommerregen über Moskau mehr als 6,5 Millionen Tonnen wiegen würde, während ein mittlerer Schneefall über der sowjetischen Metropole „nur" 2,5 Millionen Tonnen auf die Waage brächte.

Die Georgi-Dimitroff-Werft in Warna exportiert gegenwärtig ihre Schiffe in 22 Länder, darunter in solche mit Traditionen im Schiffbau wie die Sowjetunion, Großbritannien, die USA, die BRD, Polen, Norwegen und Griechenland.

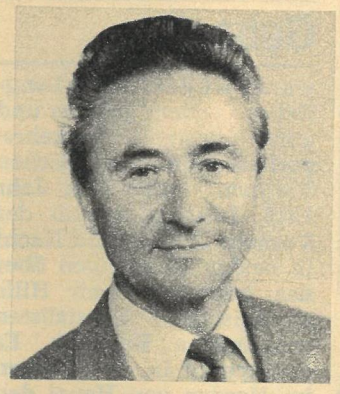
Sowjetische Archäologen entdeckten in der Höhle Al-Gusa im Chadramaut-Tal (Volksdemokratische Republik Jemen) Steinwerkzeuge, deren Alter auf 900 000 bis 1,6 Millionen Jahre geschätzt wird.

In der rumänischen Stadt Bacau wird in Kooperation mit der Sowjetunion die Jak-52 als Schulflugzeug gebaut. Insgesamt produziert Rumänien 17 verschiedene Flugzeug- und drei Triebwerktypen – ebenfalls in Zusammenarbeit mit anderen Ländern. Der größte Teil davon wird exportiert.

Kleine Leute, dicke Freunde

„... verstehen? Gar keine Frage. Wir unterhalten uns prächtig, und am meisten helfen dabei Hände und Füße, so daß uns abends manchmal die Arme weh tun", lächelt verschmitzt Artur Bańbura (rechts), einer der 200 Pfadfinder aus der polnischen Wojewodschaft Kielce, die wir im Zentralen Pionierlager „Alexander Matrossow" am Störitzsee treffen. Gemeinsam mit einigen hundert Kindern aus unserer Republik, vor allem mit denen der Brandenburger Pionierdelegation, verbringen sie an diesem idyllisch gelegenen Ort ihre Ferien. „Wir kümmern uns besonders um unsere polnischen Freunde", erklärt Elke Goworek, „denn aus unserem Kreis erholen sich zur selben Zeit Kinder in der Nähe von Kielce." Etwa 300 000 Kinder und Jugendliche aus unseren beiden Ländern werden in diesem Jahr ihre Nachbarn dies- und jenseits der Oder und Neiße näher kennenlernen, werden Neues entdekken, zusammen arbeiten und sich vergnügen. Zwischen Bug und Elbe begeben sich Pioniere und Pfadfinder auf die Spuren Roter Bergsteiger, erfahren vom Leid und Kampf einstiger Häftlinge in Auschwitz, bewundern die Kostbarkeiten des Grünen Gewölbes, tummeln sich in Seen oder singen gemeinsam an abendlichen Lagerfeuern. Freundschaft, die unsere beiden Länder im großen seit über drei Jahrzehnten verbindet, wächst hier im kleinen, im persönlichen Kontakt. Kinder sind keine Diplomaten, wenige Minuten genügen, um miteinander ins Gespräch zu kommen, und nach einigen Tagen haben sich die dicksten Freunde gefunden. In den drei Jahren, in denen der Ferienaustausch praktiziert wird, entstanden Freundschaften, die vielleicht ein Leben lang halten. „Für die Kinder ist solch eine Reise ein großes Abenteuer", sagt uns Janusz Cwieluch, der schon seit Jahren als Pfadfinder-Dolmetscher jeden Sommer in die DDR kommt. „Wir versuchen, in den Kindern durch Sport, Spiele, Lieder und durch das Leben in der Natur ein festes Heimatgefühl herauszubilden. Dazu gehört auch das Wissen um die Vergangenheit unseres Landes. Hier nun erleben und erfahren wir sehr viel über das Leben und die Geschichte des deutschen Volkes, lernen begreifen, was uns verbindet..." Selbstverständlich, daß bei den Kindern die Besuche im nahegelegenen Berlin oder Potsdam in besonders guter Erinnerung bleiben. Indes schmettern sich an der Tennisplatte zwei gemischte (deutsch-polnische) Doppel den kleinen Ball zu, und auf der Bank nebenan hat sich ein Sprachkreis gefunden. Wahrscheinlich bereitet man sich auf die abendliche Disko vor. Was mag auf polnisch „Darf ich bitten?" heißen...

Hajo Obuchoff (Text)
Volker Hohlfeld (Fotos)



Begegnungen am Dnestr

Auskünfte für FREIE WELT gab Heinz Kuhrig, Vizepräsident der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft.

Sie waren in diesen Tagen bei den Trassenerbauern unseres Landes in der Ukraine. Welchen Grund gab es für diesen Besuch?

Er liegt schon etwas weiter zurück, genauer gesagt im November 1984. Damals haben wir beschlossen, daß unsere Freundschaftsgesellschaft auf ihre spezifische Weise den Trassenerbauern helfen wird bei ihrer Vorbereitung des XI. Parteitages, also ihren Vorhaben im Thälmann-Aufgebot.

Sie übergaben dem Kollektiv der Baustelle Bogorodtschany ein Ehrenbanner der Freundschaftsgesellschaft. Welche besonderen Verdienste wurden damit gewürdigt?

Als ich die Verdichterstation, die die FDJler gebaut haben, besichtigte, erklärte mir der sowjetische Generaldirektor für die Erdgastrasse in der Westukraine, sie wäre eine der besten an der ganzen Trasse. Und der Minister für Gesundheitswesen der Ukrainischen SSR war des Lobes voll über die Qualitätsarbeit, die beim Bau des Gebietskrankenhauses in Iwano-Frankowsk geleistet wird. Doch die Achtung, die sich unsere jungen Leute bei den Menschen dort erworben haben, ist nicht nur auf solche Beispiele zurückzuführen. In Iwano-Frankowsk erzählt man sich, mit welcher Selbstverständlichkeit über 200 Trassenerbauer am Lenin-Subbotnik teilnahmen. Komsomolbrigaden sind nicht nur Partner in der Arbeit, ein Vertrag mit einer Oberschule der Gebietsstadt steht nicht nur auf dem Papier. Da gibt es gemeinsame Diskussionsrunden, Schüler wurden für mehrere Tage als „Trassenbauer auf Zeit" auf die Baustelle eingeladen... Man lernt voneinander, auch die Sprache des anderen.

Ein Ausdruck dieser engen Bande ist sicher der Obelisk, an dessen Einweihung Sie teilnahmen?

Unbedingt. Die FDJler haben ihn als Geschenk an die Komsomolzen aus eigenen Mitteln errichtet, die sie durch zusätzliche Leistungen aufbrachten. „Flamme des Friedens", steht auf seinem Sockel, und in der Schale darüber brennt eine Erdgasflamme: Symbol friedlicher Arbeit und unverbrüchlicher Freundschaft. Ich glaube, daß auch dieser Obelisk an die jungen DDR-Bürger erinnern wird, wenn sie einmal weitergezogen sind.

Welche konkreten Vorhaben werden sich aus Ihren Gesprächen mit den jungen DDR-Bürgern ergeben?

Sie werden verstehen, daß ich erst einige hier verbindlich nennen kann. Es fahren Kulturensembles und Singegruppen, die den Ehrennamen „Deutsch-Sowjetische Freundschaft" tragen, zu den Trassenerbauern. Mitglieder des Zentralvorstandes und andere Aktivisten der Freundschaftsgesellschaft, profilierte Vertreter verschiedener Bereiche unseres gesellschaftlichen Lebens, werden Gäste der Jugendfreunde sein, mit ihnen über interessante Probleme diskutieren.

Welches persönliche Erlebnis hat Sie auf dieser Reise besonders beeindruckt?

Ein geselliges Beisammensein am Dnestr. An der Stelle, wo damals der Roten Armee im Kampf gegen die faschistischen Eindringlinge ein Durchbruch gelungen war. Vertreter des Parteikomitees, Komsomolzen und Trassenerbauer aus Bogorodtschany saßen zusammen, und in ihrer Mitte Veteranen des Großen Vaterländischen Krieges. Männer, die eigens für diese Zusammenkunft die Auszeichnungen angelegt hatten, die ihnen die Heimat verlieh, die soviel Schweres erlebt und gesehen hatten und ihr Leben im Kampf um die Befreiung nicht schonten. Bis in die späten Abendstunden dauerten die Gespräche. Und für mich war besonders bewegend, daß die Veteranen die Jungen und Mädchen aus unserer Republik schon durch persönliche Begegnungen mit Vor- und Nachnamen kannten. Sie sprachen von dem Respekt, den die DDR-Bürger ihnen durch ihre Leistungen und ihre Haltung abverlangen. Ihr engeres Verhältnis zu unserem Land, so sagten sie, sei vor allem durch diese jungen Deutschen geprägt worden.

Interview: Ina Stritzke

Rettung vor Sachalin

„Bis heute kann ich es kaum glauben, daß ich am Leben geblieben bin. Es ist, als wären wir drei noch einmal auf die Welt gekommen." Sätze aus einem Brief des japanischen Bootsmanns Mazuda Tossijuki, geschrieben an drei sowjetische Mediziner: den Unfallarzt Wjatscheslaw Nasarenko, den Chirurgen Viktor Baschkirow und die Therapeutin Vera Serowa von der Zentralklinik Poronajsk auf der fernöstlichen Insel Sachalin. Die dortige Gebietszeitung hatte ihn auszugsweise veröffentlicht. FREIE WELT ging der Sache nach und erfuhr die Geschichte einer dramatischen Such- und Rettungsaktion: sowjetischen Nachbarn auf Sachalin. Gemeinsame Nachforschungen begannen. Nahezu dreißig japanische Schoner, die in diesem Gebiet fischten, zahlreiche Flugzeuge und Hubschrauber wurden aufgeboten. Doch die Suche wurde durch den dichten Nebel fast unmöglich gemacht. Sobald die „Waschküche" irgendwo aufriß, sich ein „Fenster" bot, aufs Meer hinabzublicken, starteten die Maschinen. Tage vergingen. Nach genau zwei Wochen lebten nur noch drei der gesuchten Fischer, drei von sechzehn. Es war ihnen gelungen, ein paar Möwen zu fangen, die sich ahnungslos auf ihrem Rettungsfloß niedergelassen hatten. Das Fleisch mußten die drei roh herunterwürgen. Etwas Süßwasser schöpften sie aus kleinen

Pfützen auf vorbeitreibenden Eisschollen. Als sowjetische Grenzer sie vor Sachalins Küste ins Fernglas bekamen, trieben sie wie tot dahin. Ein Hubschrauber startete und holte die Langvermißten an Land. Erste Hilfe, Wäschewechsel, eine erste leichte Mahlzeit. Ärzte und Schwestern der Zentralklinik Poronajsk pflegten die Japaner. Gesund konnten sie in ihre Heimat zurückkehren. Gouverneur Takachiro kabelte an Genossen Kuropatko, den Vorsitzenden des Sachalinsker Gebietsexekutivkomitees: „Gestatten Sie mir, Ihnen und allen Beteiligten zu danken..." Sowjetische Antwort: „Dem Nachbarn Gutes tun, heißt freundschaftliche Beziehungen festigen. Wir sind dazu stets bereit." *Volker Hempel*

Auf dem Ochotskischen Meer trieben letzte Eisschollen. Die „Nitto Maru-71", ein Trawler der japanischen Fischfangflotte, begann in aller Frühe den ersten Schlepp. Wassertemperatur um null, Luft um minus zwei Grad, Wind südlich, 10 m/s. Aus unerklärlichem Grund – und innerhalb weniger Sekunden – krängte der Trawler unerwartet und kenterte. Instinktiv stieß der Matrose Kagawa Taketaro ein Rettungsfloß über Bord: Hoffnungsinsel für ihn und vier seiner Kameraden. Von den anderen zwölf Mann der Besatzung war im Nebel keiner auszumachen. Nach Stunden wurde der Trawler als überfällig gemeldet. Sofort verständigte der Gouverneur von Hokkaido, Iokomiti Takachiro, die

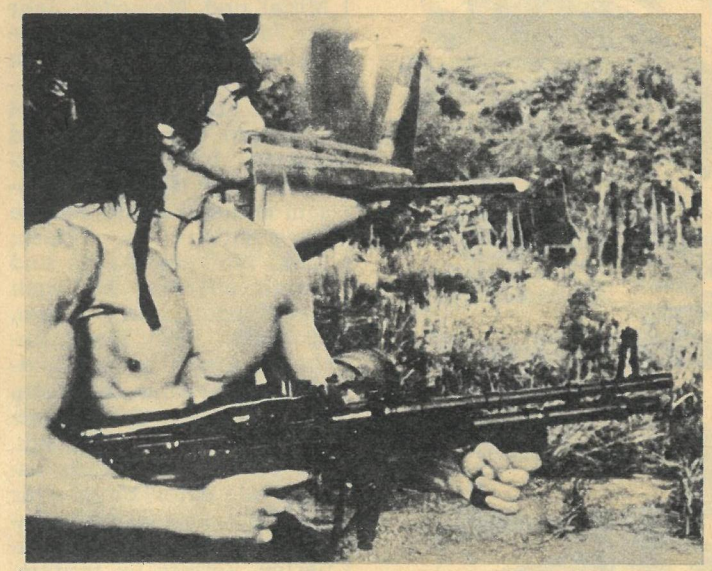
Schatzsuche in Vietnam

Noch bis vor gar nicht langer Zeit waren für die Geologen der Sozialistischen Republik Vietnam die heimatlichen Regionen – hoch vom Norden an der Grenze zur Volksrepublik China bis runter zu den südlichsten Kaps am Südchinesischen Meer – weithin eine „terra incognita". Obwohl ehedem schon die Profiteure der Kolonialzeit unter anderem Vietnams Kohlenschatz ausgebeutet und davon jährlich nahezu eine Million Tonnen über See vermarktet hatten, waren die Ressourcen-Symbole auf der Karte des Landes auch nach der Augustrevolution von 1945 und dem Sieg der Befreiungsfront im Norden, 1954, bis zur Befreiung des Südens rar geblieben. Seither gelang es Vietnams „Schatzsuchern" durch Erkundungen auf breiter Front – Bergen, Flußtälern und Dschungel –, Mutter Natur mit Hilfe moderner Mittel und Methoden Jahr für Jahr neue Geheimnisse zu entlocken. Wie schon vom Anbeginn standen – und stehen – ihnen dabei Geologen der UdSSR und anderer RGW-Länder tatkräftig zur Seite. Gemeinsam entdeckten sie weitere Lagerstätten an Eisen, Zink, Wolfram, Apatit und Bauxit, überdies aber auch von Mangan, Titan, Chrom, Molybdän, Pyrit, Baryt, Antinom, Asbest sowie Gold- und Edelsteinvorkommen. Den absoluten Spitzenplatz nimmt jedoch die Kohle ein, von der Vietnams Erde nahezu alle Arten birgt – bis hin zu hochwertigem Anthrazit. Allein die projektierten Vorräte im traditionellen „Revier" der Nordost-Küstenprovinz Quang Ninh konnten um zusätzliche vier Milliarden Tonnen „aufgestockt" werden. Teilweise ragen die erkundeten mächtigen Flöze bis dicht unter die Erdoberfläche auf. Für die SR Vietnam, die vorerst noch am Anfang ihrer industriellen Entwicklung steht, sind diese Bodenschätze allesamt Gewähr eines zukunftsgesicherten Auf- und Ausbaus der Grundstoffindustrie, wobei den Erdöl- und Erdgasfunden der jüngsten Zeit – von vietnamesisch-sowjetischen Sondagetrupps des Gemeinschaftsunternehmens Vietsowpetro an Land wie vor der Küste entdeckt – perspektivisch eine besonders vielversprechende Rolle zugerechnet wird.

Helmuth Reich

Rambo und die Drachensaat

Die Filmindustrie der USA hat manches Gute, viel Banales und nicht wenig Übles hervorgebracht; „Rambo“ ist zweifellos das Übelste seit langem. Der schießende Tarzan ist Titelfigur eines Hollywood-Films. Rambo, einst Soldat in jener amerikanischen Armee, die mordend und brandschatzend über Indochinas Völker herfiel, „Vietnam-Veteran“ also, wird zehn Jahre nach dem ruhmlosen Ende des Aggressionskrieges erneut in den Dschungel Vietnams geschickt – illegal, versteht sich! Er soll ein verborgenes Lager aufspüren, in dem angeblich noch immer US-Soldaten gefangengehalten werden – eine verlogene Fabel und eine politische Provokation zugleich, weil bereits 1976 ein Ausschuß des US-Kongresses solche Gerüchte als gegenstandslos gekennzeichnet hatte. Rambo findet selbstverständlich ein solches Camp, mußten, der – Film- und Fotodokumente belegen das – schließlich zur panischen Flucht wurde. Millionen US-Amerikaner begannen zu begreifen, daß diese bittere Lektion zwangsläufige Folge wahnwitziger, weil anachronistischer Weltherrschaftsambitionen gewisser imperialistischer Kreise war. Nicht noch einmal – wo auch immer – ein „zweites Vietnam“, so die einhellige Meinung der großen Mehrheit zwischen Boston und San Franzisco. Superkiller Rambo hingegen „siegt“ in Vietnam, er gewinnt den verlorenen Aggressionskrieg gewissermaßen im Nachhinein – wenigstens 90 Kino-Minuten lang. Er treibt im fernen Südostasien „die Kommunisten“ zu Paaren, tatsächlich aber soll dieses Retortenprodukt der Traumfabrik Hollywood dem Volk der USA das „Vietnam-Trauma“ aus den Köpfen treiben. Ideologische Drachensaat wird da ausgestreut, aus der Bereitschaft zu „neuen Vietnams“ erwachsen soll, in denen man



zögert nicht, die bedauernswerten Insassen herauszuholen, fällt aber zunächst einmal in die teuflischen Hände bösartiger „Kommunisten“, vietnamesischer wie sowjetischer, die ihn auf haarsträubende Weise malträtieren und foltern. Aber dieser Muskelprotz übersteht nicht nur solche Unbill, sondern erledigt mit Maschinengewehr, Pfeil und Bogen, Messer und Fäusten sozusagen die halbe vietnamesische Armee und „befreit“ natürlich die „Kameraden“ aus der „Hölle“. – Weltweit bekannte Tatsachen, die noch kein Menschenalter zurückliegen, besagen, daß die USA trotz waffentechnischer Überlegenheit, trotz jahrelanger terroristischer Bombardements, trotz Napalm und chemischen Kampfstoffen in Vietnam nicht siegen konnten, sondern den Rückzug antreten „siegen“ wird – wie „Rambo“ zeigt. Das Konterfei des Filmhelden prangt an den Rekrutierungsbüros für Freiwillige, die auf modischen T-Shirts erfahren, was von ihnen erwartet wird: „Schließ dich der Armee (Luftwaffe, Marine) an, reise in ferne Länder, triff interessante Leute – und bring sie um.“ Massenmedien der USA behaupten, Rambo-Film und Rambo-Kult seien Ausdruck einer neuen „patriotischen Grundstimmung“. Was hier jedoch als „Patriotismus“ ausgegeben wird, ist in Wahrheit übelster antikommunistischer Chauvinismus, mit dem andere Völker, nicht zuletzt das deutsche Volk, schon schlimmste Erfahrungen machen mußten. Ungeachtet dessen beeilt man sich in der BRD, das Rambo-Spektakel in die Kinos zu bringen.

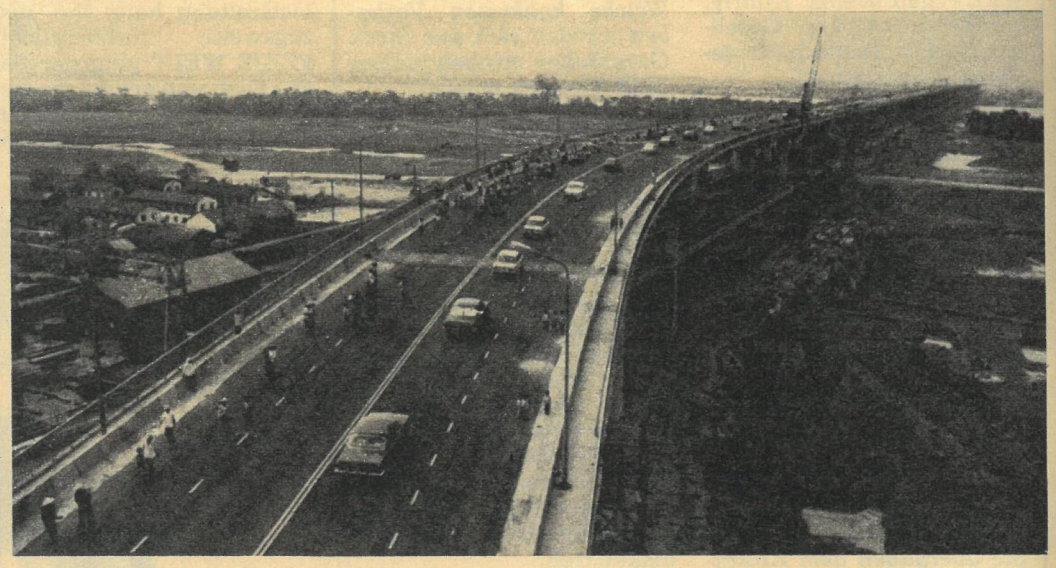
Horst Schötzki

Geehrt

mit dem Orden des Roten Arbeitsbanners – einer hohen sowjetischen Staatsauszeichnung – wurde anläßlich seines 75. Geburtstages in Sagorsk Patriarch Pimen, Oberhaupt der russischen orthodoxen Kirche. Der 1910 in der Familie des Angestellten Michail Iswekow bei Moskau Geborene kämpfte während des Krieges in den Reihen der Sowjetarmee gegen die faschistischen Eindringlinge. Seit 1963 nimmt er als Mitglied des Weltfriedensrates auch dort seine pastorale Verantwortung wahr.

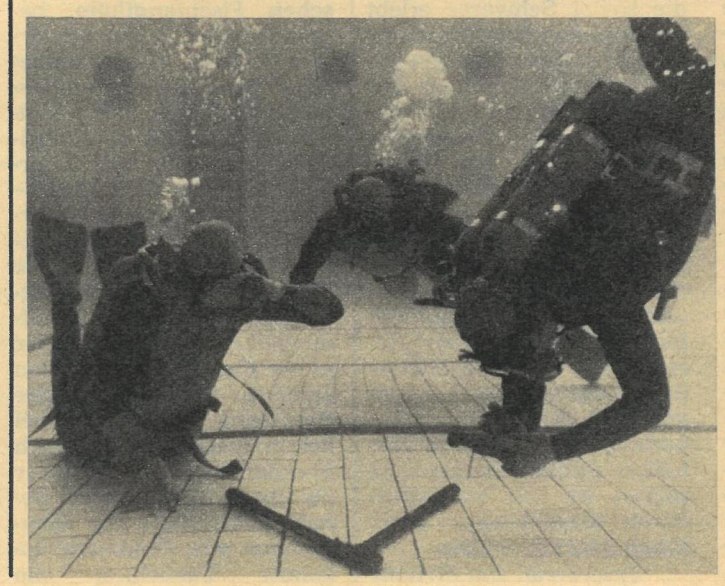
Gebaut

wurde an der Thang-Long-Brücke – dem größten und aufwendigsten Verkehrsvorhaben im sozialistischen Vietnam – seit dem Jahr 1975. Inzwischen rollt der Verkehr bei Tag und Nacht in beiden Richtungen über das imposante, mit Hilfe sowjetischer Spezialisten entstandene Bauwerk. Es überspannt in zwei Etagen im Norden von Hanoi den Roten Fluß. Die auf 15 Pfeilern ruhende, 18 Meter breite und 14 Meter hohe Stahlkonstruktion hat eine beachtliche Gesamtlänge von 1688 Metern.



Gekauft

wird von den Pragern und ihren Gästen nach wie vor gern in der Altstädter Markthalle im Zentrum der Stadt. Sie wurde in den vergangenen fünf Jahren mit einem Kostenaufwand von 52 Millionen Kronen einer notwendigen Verjüngung unterzogen. Der Einkauf ist nach der Modernisierung weit bequemer geworden, Altvertrautes jedoch blieb erhalten, wie zum Beispiel die ursprünglichen Markthalleneingänge in dem Gebäude, das seit Jahrzehnten unter Denkmalschutz steht.



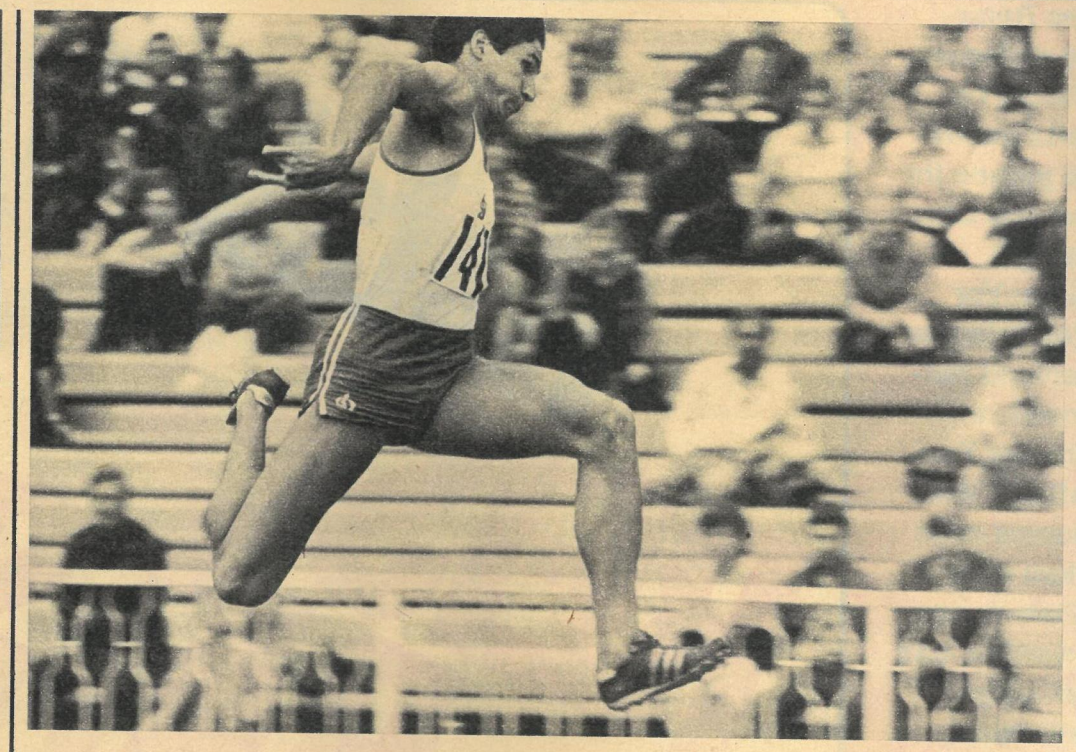
Getaucht

zum Unterricht in der Tiefe sind hier Vertreter verschiedener Berufe, die im Moskauer Meeresklub lernen, auch unter Wasser zu arbeiten. Es handelt sich um Biologen, Hydrotechniker, Ozeanologen, Kameraleute sowie wissenschaftliche Mitarbeiter von Forschungsschiffen der Binnen- wie der Hochseeflotte. Für den theoretischen Unterricht steht ihnen ein gut ausgerüstetes Klassenzimmer zur Verfügung, während sie praktische Fertigkeiten eben nur im kühlen Naß erwerben können.

Zwei Leben für Lateinamerika

Eine Nachricht aus dem Fernschreiber: In Havanna überreichte Raúl Castro, Kubas Minister für Verteidigung, den Eltern von Tamara Bunke, die in der DDR leben, die Mariana-Grajales-Medaille, mit der ihre Tochter postum geehrt wurde... Was verbindet die Frauen Tamara Bunke und Mariana Grajales? Mariana war eine kubanische Mutter, die ihr Leben völlig dem Ringen um die Unabhängigkeit des Landes widmete. Alle ihre 12 Kinder schickte sie in den Kampf, in dem sie – wie ihr Vater – fielen. Die Medaille – die 14 Machetengriffe im Strahlenkranz symbolisieren die Familie – wurde 1979 gestiftet und in diesem Jahr erstmals an neun Frauen verliehen. Tamara Bunke gehört zu den beiden ersten ausgezeichneten Ausländerinnen. Als Tochter deutscher Emigranten am 19. November 1937 in Buenos Aires geboren, kam sie 1952 mit ihren Eltern und dem Bruder Olaf in die DDR, lernte und studierte hier, wurde Kommunistin. Es war stets ihr größter Wunsch, am revolutionären Kampf dort teilzunehmen, wo sie geboren war: in Lateinamerika. Nachdem in Kuba die Revolution gesiegt hatte, bekam sie 1961 die Möglichkeit, in diesem Land zu leben. Von Beginn an stürzte sie sich in die Arbeit für die junge Revolution und übernahm schließlich Aufgaben als Kundschafterin. Unter dem Namen Tania La Guerillera kämpfte sie in Bolivien in der von Ché Guevara geführten Partisanenabteilung. Am 31. August 1967 geriet sie mit acht Partisanen bei der Überquerung des Rio Grande an der Furt del Yeso in einen Hinterhalt und fiel im Kampf mit bolivianischen Soldaten. Die Mariana-Grajales-Medaille stellten die Eltern der tapferen Internationalistin dem Museum der Revolution im Zentrum von Havanna zur Verfügung, wo Dokumente aus denkwürdigen Tagen ihren ehrenvollen Platz haben.

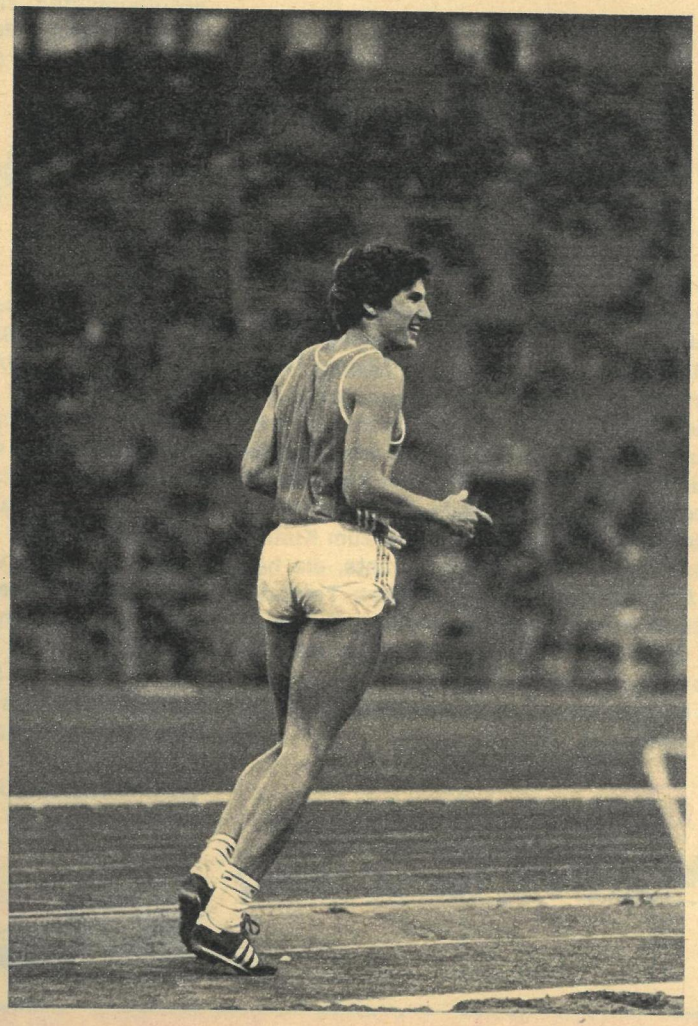
Livia Agacino, PRENSA LATINA



Die „Hüpfer" und „Stepper"

Wie schon der Name besagt, besteht der Dreisprung aus drei (unmittelbar aufeinanderfolgenden) Sprüngen: dem Hüpfer (Hop), Schritt (Step) und Sprung (Jump). Daß dabei links-links-rechts oder rechts-rechts-links abgesprungen werden muß, macht diese Disziplin technisch besonders kompliziert. Und sie fordert auch konstitutionell und physisch den ganzen Athleten. Prognostiker sagen nicht erst seit gestern den ersten 18-m-Sprung voraus, denn schon vor zehn Jahren erreichte der Brasilianer Joao Carlos de Oliveira in der dünnen und deshalb leistungsfördernden Höhenluft von Mexiko-Stadt 17,89 m. Diesem Weltrekord, einem der ältesten in der Leichtathletik, wurde jetzt von Willie Banks mit 17,97 m der Garaus gemacht. Ob's jedoch dem Amerikaner damit auch vergönnt sein wird, als erster auf der 18-m-Marke zu landen, steht in den Sternen. Seit einiger Zeit kandidiert noch ein anderer für diesen „Traumsprung". Er war 1984 Jahresweltbester, Sieger bei „Drushba '84", wurde jetzt bei den UdSSR-Meisterschaften in Leningrad mit 17,69 m neuer Europarekordhalter: Oleg Prozenko (Fotos). Am vergangenen Sonntag feierte er seinen 22. Geburtstag, er kommt aus Shukowaski (Moskauer Gebiet), ist Sportstudent. Und was ihn auch ohne Leistung unübersehbar macht: ein stattlicher Herr von 1,90 m Größe und 81 Kilogramm Gewicht. Seit längerem kommt er aus den Schlagzeilen der Sportpresse nicht mehr heraus. Eine besonders große erhielt er im Wonnemonat Mai, als er in Sao Paulo mit 17,64 m den späteren Weltrekordler (Banks), den Weltmeister (Hoffmann/Polen) und den Olympiasieger (Joyner/USA) geschlagen hatte. Daß er (leider) keinen Europarekord gesprungen war, wußten er selbst und die prominenten Augenzeugen des Spektakels – die legendären Dreispringer der Vergangenheit Viktor Sanejew (UdSSR), Adhemar Ferreira da Silva und Joao Carlos de Oliveira (beide Brasilien) – eher als die allzu eilfertigen Agenturen. Diese mußten nachträglich die Mitteilung machen, daß Prozenko bei seinem „kontinentalen" Rekordsprung 3,2 m/s Rückenwind hatte – wo doch nur 2,0 m/s zulässig sind. Leningrad machte nun alles vergessen! Der dreimalige Olympiasieger und Weltrekordler Sanejew glaubt fest daran, daß Prozenko ein 18-m-Kandidat ist: „Wenn ich, wie er, je in meinem Leben nach Hop und Step schon zwölf Meter hinter mich gebracht hätte, wären bereits für mich 18 m keine Illusion gewesen."

Hans Richard Vollbrecht



● Erfahrenes

Der Mensch sollte über sich, seine Geschichte und seine Natur immer mehr wissen, als für praktische Dinge nützlich und angenehm ist.

Stanislaw Lem, Schriftsteller

● Am Rande

Im Laufe von 50 Jahren sammelte Ida Hlaid aus der Estnischen SSR über 500 Trachtenpuppen, welche bereits im Ethnographischen Museum der Unionsrepublik ausgestellt waren. Sie näht für ihre Zöglinge auch selbst Nationaltrachten, webt für sie auf einem Mini-Webstuhl, Stoffe, strickt winzige Wollstrümpfe und fertigt Spitzen und Kopfputz an. – Eine ausgesprochen fürsorgliche „Puppenmutter"!

● Splitter

Wissenschaftler aus Moskau, Kiew und Minsk entwickelten elektronische Geräte, die mündliche Kommandos ausführen und auf rund 200 Wörter reagieren. Das reicht aus, um Maschinen, Fließstraßen und Verkehrsmitteln eine Reihe von Kommandos zu geben.

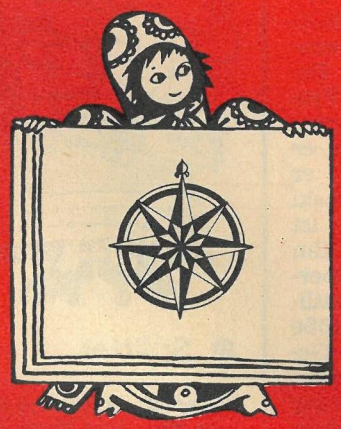
In der Hochsaison erwartet die Besucher der kleinen ungarischen Künstlerstadt Szentendre ein ungewöhnliches Verkehrsmittel. Es ist ein nostalgischer Doppelstock-Pferde-Omnibus, der die Gäste vom Donau-Kai abholt, Stadtrundfahrten unternimmt und sie wieder zum Dampfer zurückbringt.

Bis Ende diesen Jahres sollen in Sofia 23 Kilometer geräuscharme Straßenbahnlinien und 25 Kilometer Omnibuslinien angelegt, wie auch die Antriebe von 1200 Taxis durch Gasmotoren ersetzt und das gesamte Straßennetz der Hauptstadt asphaltiert werden, um den allgemeinen Lärmpegel um 20 Prozent zu senken.

Redaktion: Horst Goldschmidt; Fotos: D. Christel, Ch. Höhne, VNA/Nguyen Tan, Verlag „Patriarchia", M. Czerrana, TASS/N. Akimow, M. Shernichkin, Bunke privat, Reproduktion aus „Quick"; Zeichnung: K. Fischer; Vignette: D. Schüler

Natalies REISE-RÄTSEL

Natalie, unser langjähriges Reisemaskottchen, möchte Sie einladen. Zu einem Ratespiel! Vielleicht haben Sie Ihren Urlaub bereits genossen, vielleicht packen Sie gerade Ihr Reisegepäck? Unser Spiel soll Erinnerungen wecken, denn es gilt einem erfreulichen Jubiläum: Vor 30 Jahren fuhren die ersten Urlauber aus der DDR in das Riesenland zwischen Brest und Chabarowsk. In jedem folgenden Jahr wuchs der Touristenstrom in das Sowjetland. Wie viele von uns in den Kaukasus oder in die Ukraine, nach Moskau oder Tallinn fahren, wie viele Ziele in der Sowjetunion angeboten werden, das sollen Sie, verehrte Reiselustige herausfinden. Natalie stellt Ihnen einige Möglichkeiten zur Auswahl. Und sie wünscht: Toi-toi-toi!



Teilnahmebedingungen:

Natalie rät, Ihre Lösungsergebnisse auf eine Postkarte zu schreiben und die obenstehende Marke daneben aufzukleben. Briefe werden nicht gewertet. Die Einsendungen unter dem Kennwort „Reise-Rätsel" richten Sie bitte an die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 39, bis zum 10. 9. 1985. Die Auslosung der Gewinner unter den Einsendungen mit richtigen Lösungen geht unter Ausschluß des Rechtsweges vor sich. Auflösung und Preisträger werden in Heft 20/1985 veröffentlicht

Sie können gewinnen:

1., 2. und 3. Preis:
je eine Kurzreise für eine Person in die Sowjetunion, sowie die Möglichkeit, Plätze für jeweils einen Partner mitzubuchen, der seine Reise selbst bezahlt.

4. Preis: 500,– Mark,
5. bis 7. Preis: je 250,– Mark,
8. bis 25. Preis: je 100,– Mark.

Die Preise stiften der Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, die Intouristvertretung in der DDR, das Reisebüro der DDR und die Redaktion FREIE WELT.

1 Reisen in alten Zeiten hatte stets einen ernsten Zweck: Händler suchten Waren zu kaufen oder zu verkaufen, Freier suchten nach einer schönen Frau, Handwerker boten ihre Dienste und Fertigkeiten einem noch unbekannten Auftraggeber an..., Kuriere hatten Botschaften zu übermitteln... Touristen suchen keine Dienste anzubieten, sondern möchten welche geboten bekommen, Landschaft mit Komfort! Kunst und Strand. Eis mit Sahne. Schnee und Sonne.
Allein die unterschiedlichen Landschaften, die die Sowjetunion besitzt, zieht alljährlich Tausende aus aller Welt an. Vor 30 Jahren reisten 1700 DDR-Bürger erstmalig, die Besucherziffern verzehnfachten sich bereits in den nächsten Jahren. Unsere Frage: Wie viele Sowjetunion-Reisende aus der DDR sind es in diesem Jahr –

a) 120 000 oder
b) 320 000?

2 In der alten Karawanserei von Buchara kann sich heute noch jedermann vorstellen, welche Erleichterung die Kaufleute fühlten, wenn sie nach wochenlanger Wüstenwanderung endlich eine Stadt erreichten. Hier konnten nicht nur Seide und Geschmeide gehandelt werden, sondern auch Neuigkeiten. Städte sind Kommunikationszentren: Von der Bildung in Universitäten und Bibliotheken oder Museen, bis zum Klatsch in Cafés, Teestuben und Restaurants, die häufigste Art von Unterhaltung suchen Touristen ebenfalls in Städten. Daß nicht allein die Hauptstädte der 15 Unionsrepubliken den Touristen erschlossen sind, ist weithin bekannt. Doch – unsere Frage – wie viele sind es tatsächlich, die uns offenstehen?

a) über 50 oder
b) über 100 Städte?

3 Touristen sind gewohnt, nach eigenen, bekannten Maßstäben zu urteilen. Wer aus Leipzig oder Halberstadt nach Moskau kommt, erfährt, wie groß eine wirkliche Großstadt ist. Wer die Entfernung zwischen dem Erzgebirge und der Ostsee mit der Eisenbahn zurücklegt und über die Entfernung (sprich: Fahrzeit!) klagt, wird sich auf der Eisenbahnfahrt von Berlin nach Moskau eine neue Gemütsverfassung zulegen müssen, sonst muß er das Flugzeug bevorzugen. Und wer hierzulande stets über Zeitmangel stöhnt, muß nicht nur die Umrechnung der Zeitzonen in Mittelasien, sondern auch die Mentalität jener Menschen dort kennenlernen. Dennoch zieht es alljährlich viele Millionen von Menschen aus aller Welt in die sowjetischen Republiken. Bereits im vergangenen Jahr wurde ein DDR-Tourist als Jubilar begrüßt. War er aus unserem Land, dies unsere Frage, der

a) 10millionste oder der
b) 3millionste Gast?

4 Es wäre gewiß interessant, wie viele Menschen für die Betreuung eines einzigen Reisenden nötig sind: Von den Menschen, die seine Reisepapiere ausstellen, bis zu den Zugschaffnern, den Tee brühenden freundlichen Schlafwagen-Begleiterinnen, den Stewardessen und der Crew, die ein Flugzeug sicher landen läßt, von den Köchen im Hotel bis zu den dolmetschenden Mustern an Geduld bei Stadtrundfahrten und Museumsbesuchen. Gar nicht bedacht die Frauen und Männer, die für Brot und Eier am Frühstückstisch sorgen, die für jeden Hotelgast frische Wäsche bereitlegen, die Reiserouten ausarbeiten und Verträge über Touristenreisen zwischen unseren Ländern vereinbaren… In diesem Jahr fahren fast 48 000 DDR-Reisende mit Freundschaftszügen in die UdSSR. Wie viele Züge werden für sie benötigt, lautet unsere Frage:

a) 75 oder
b) 115?

5 Einige passionierte Sowjetunion-Touristen wissen ihre Mitmenschen heute mit Einzelheiten zu verblüffen, als seien sie in Moskau oder Taschkent geboren: Wissen Sie, da gibt es am Arbat ein kleines Geschäft, da bekommen Sie… Oder: Nein, Sie können doch auf dem Basar in Samarkand viel besser Gewürze kaufen. Sie wissen doch, gleich an der Mauer vor der Moschee Bibi Chanym?… Ob Touristen, die kaum in Ruhe eine Gemäldegalerie betrachten mögen, wirklich etwas von den so unterschiedlichen Republiken, von der unerschütterlichen Ruhe der Berge oder der Faszination, die von den großen Strömen ausgeht, gefühlt haben? Werden doch DDR-Reisenden Programme angeboten, die alle 15 Sowjetrepubliken einbeziehen. Unsere Frage: Wie viele Programme stehen zur Auswahl?

a) 50 oder
b) 120?

Natalies Ratschlag

Fünf Finger hast du
an einer Hand.
Fünf Fragen stell'
ich, nun zähle!
Fünf mal fünf Preise
setze ich aus.
Bedenke Dich,
Freund, und wähle!

Vignette: Hille Blumfeldt
Grafik: Reiner Schwalme
Redaktion: Dieter Heimlich

Tschö Gum Son, die Vorsitzende der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft Zongsanri vor den Toren der Hauptstadt Phjóngjang, ist eine bescheidene, vielbeschäftigte und kamerascheue Frau. Vor 46 Jahren in diesem Dorf geboren – damals noch eine Anhäufung armseliger Erdhütten – erlebte sie mit sieben Jahren die Befreiung ihres Landes vom japanischen Kolonialismus. Als die USA ihre Heimat überfielen, war sie zwölf Jahre alt. Sie feierte ihren 15. Geburtstag, da wurden die Eindringlinge bis an den 38. Breitengrad zurückgedrängt. Auf ihrem Rückzug hatte die Soldateska keinen Stein auf dem anderen gelassen, Zongsanri blieb völlig zerstört zurück.

Tschö Gum Son erinnert sich: „Mit bloßen Händen mußten die Kriegswunden beseitigt werden ...“ Dieser schwere Anfang füllte Tschö Gum Sons Jugend aus, er hat ihr Leben geprägt, wohl auch ihre Gesichtszüge. Obgleich seit zehn Jahren Vorsitzende einer der erfolgreichsten Genossenschaften in der Koreanischen Demokratischen Volksrepublik, bleibt sie bescheiden. Nur beiläufig gibt sie zu erkennen, daß wir Gast eines Weltmeisters sind. „Bei Reis ernten wir fast elf Tonnen vom Hektar“, läßt sie wissen, als sei es das Normalste von der Welt. Ob ich richtig verstanden habe, frage ich den Dolmetscher. Selbst Japan, dank seiner hochentwickelten Technik Spitzenreiter unter den kapitalistischen Reisproduzenten, kommt nur auf Durchschnittserträge von sechs bis sieben Tonnen. Mit einem leichten Schmunzeln in den Mundwinkeln quittiert die Vorsitzende mein Erstaunen und bestätigt, daß ich richtig gehört habe. Allerdings liege der Landesdurchschnitt „nur“ bei sieben bis acht Tonnen.

Daß Zongsanri nicht irgendein koreanisches Dorf ist, zeigt sich auf den ersten Blick. Die geteerten Straßen sind genauso blitzsauber wie die der Hauptstadt. Schmucke Reihenhäuser, jedes mit komfortablen Wohnungen für vier Familien, säumen die Straßen. Ein neues Kulturhaus ist in seinen Umrissen bereits erkennbar. In der Pilot-LPG wird ausprobiert, auch durchexerziert, was dann in die Agrarpolitik der Partei der Arbeit Koreas eingeht. Entsprechend den unterschiedlichen klimatischen und geographischen Bedingungen des Landes gibt es weitere solcher Pilot-Genossenschaften.

Der Aufstieg Zongsanris begann 1960, erfahren wir bei einem Rundgang durch das genossenschaftliche Museum. Damals – jeder Schritt ist hier mit Dokumenten und Bildern nachgezeichnet – entsandte das Zentralkomitee der Partei eine Arbeitsgruppe in dieses durchschnittliche, sprich arme Dorf. 14 Tage lang wurde das Unterste zuoberst gekehrt. In gründlichen Gesprächen mit allen Dorfbewohnern diskutiert, erwogen, abgewogen. Die Ergebnisse und Schlußfolgerungen faßte Kim Il Sung am 15. Tag in drei Referaten zusammen, in denen er die Prinzipien der Agrarpolitik nach der durchgängigen Kollektivierung der Landwirtschaft und der Leitungstätigkeit auf Genossenschafts- und Kreisebene unter den neuen Bedingungen formulierte.

Seither gilt Zongsanri als Schrittmacher bei der Einführung wissenschaftlich-technischer Methoden auf dem Lande. Einen kleinen Eindruck vermittelt Tschö Gum Son in der Berufsschule, die hier als LPG-Hochschule bezeichnet wird. In einem der Kabinette ist ein 28-PS-Traktor koreanischer Produktion aufgebaut – vergleichbar der Gläsernen Frau: Er gibt den Blick in sein Innenleben frei. Die Vorsitzende schaltet den Strom ein, und die Funktion jedes Einzelteils wird erkennbar. „Alle unsere Bauern sollen eine technische Qualifikation für mindestens einen Maschinentyp haben“, sagt Tschö Gum Son.

Dann ein Gang durchs Labor. Regelmäßig werden von allen Feldern Proben entnommen, analysiert und dementsprechend Düngereinsatz zur Verbesserung der Bodenqualität festgelegt. Am naturgetreu gestalteten Modell des Kreises lernen wir das 40 Kilometer lange Meliorationssystem der Genossenschaft kennen. Sie war eine der ersten, die ihre gesamte Anbaufläche (1150 Hektar) bewässerte. Nach ihren guten Erfahrungen wurde im vergangenen Jahrzehnt innerhalb weniger Jahre die gesamte landwirtschaftliche Nutzfläche des Landes bewässert. „Nur so konnte unser Land seine Spitzenposition bei der Reisproduktion und die von allen Wetterlaunen unabhängigen stabilen Erträge erreichen“, erläutert die Vorsitzende.

Höhepunkt im Leben der Bauern von Zongsanri ist die Jahresabrechnung und Verteilung der Arbeitsergebnisse. Entsprechend ihrer Leistung erhalten die 870 Genossenschaftsmitglieder 70 Prozent der Ernte. Die übrigen 30 Prozent verbleiben in der Genossenschaft für den Kauf von Maschinen und Dünger, für den Unterhalt der sozialen Einrichtungen. Im vorigen Jahr erhielt jede Familie im Durchschnitt 10 Tonnen Reis, weit mehr als sie benötigt. Den Überschuß kauft der Staat für gutes Geld (zum zehnfachen Preis, den ein Industriearbeiter für ein Kilo Reis zahlt). „Zusätzlich zu den praktisch kostenlosen Nahrungsmitteln kommt jede unserer Familien dadurch auf einen Monatsverdienst zwischen 480 und 500 Won“, rechnet Tschö Gum Son vor. Das liegt, entsprechend der Spitzenposition Zongsanris, deutlich über dem Durchschnittsverdienst von 200 bis 300 Won (1 Won = 2,20 Mark) in der Landwirtschaft.

Daß in Zongsanri jede Familie ihren Fernseher, nicht selten einen Farbfernseher, ihr Radio und elektrische Haushaltsgeräte hat, klingt angesichts dieses Wohlstandes selbstverständlich. Dies um so mehr, als in der Volksrepublik seit 1974 keine Miete mehr gezahlt wird, elektrischer Strom und Wasser kostenlos sind. Landflucht, ein Problem, mit dem die meisten vom Kolonialismus befreiten Länder zu ringen haben, ist auch deshalb ein Fremdwort.

„Ein Mädchen aus der Stadt heiratet heute gern aufs Land“, sagt die Vorsitzende. Sie kennt noch die Zeiten, als die Frauen in schweren Tonkrügen auf dem Kopf das Wasser für den Haushalt oft kilometerweit heranschleppen mußten, mit nackten Füßen im kalten Wasser standen, um die Reispflanzen zu

Schmucke Häuser in Reih und Glied, blitzsaubere Asphaltstraßen (oben) künden ebenso vom Wohlstand der Bauern in Zongsanri wie ihre Wohnungseinrichtung (darunter). In der Berufsschule der Genossenschaft unterrichtet auch die Vorsitzende Tschö Gum Son (ganz hinten im Foto rechts oben). Neben Reis wird die begehrte Ginseng-Wurzel angebaut (rechts).

Die Bauern von Zongsanri sind Spitzenreiter in der koreanischen Landwirtschaft:

Reich durch Reis

versetzen. Heute hat jedes Dorf im Lande Wasserleitung und Stromanschluß. Traktoren und Pflanzmaschinen aus eigener Produktion erleichtern das früher für die Frauen ganz besonders harte Leben.

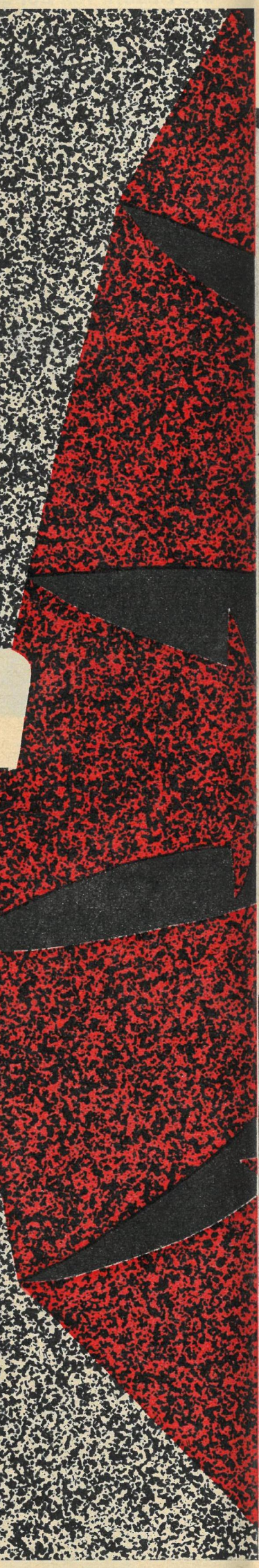
Etwas nachdenklich meint die Vorsitzende – sie ist selbst Mutter zweier Kinder –, daß manche jungen Leute das so schwer Errungene heute wie selbstverständlich hinnehmen. Immer wenn sie sich von ihren Verpflichtungen freimachen kann, geht sie deshalb unter die Jugend, um von den schweren Anfängen zu berichten.

Noch öfter freilich denkt sie an die Zukunft des Dorfes. „Zehn Millionen Tonnen Reis stellte die Partei den Bauern des Landes als Ziel für die 70er Jahre, bis zum Ende der 80er Jahre sollen es 15 Millionen Tonnen sein", sagt Tschö Gum Son. Die Produktionsgenossenschaft von Zongsanri will mit einer Ertragssteigerung von 30 Prozent zu diesem Ergebnis beitragen. „Aber wissen Sie, was mir vorschwebt?" fügt sie nach einem Augenblick des Bedenkens hinzu: „Wenn es gelingt, uns noch viel enger mit der Agrarwissenschaft zu verbünden, dann müßte es möglich sein, bis Anfang der 90er Jahre die Erträge von Zongsanri zu verdoppeln."

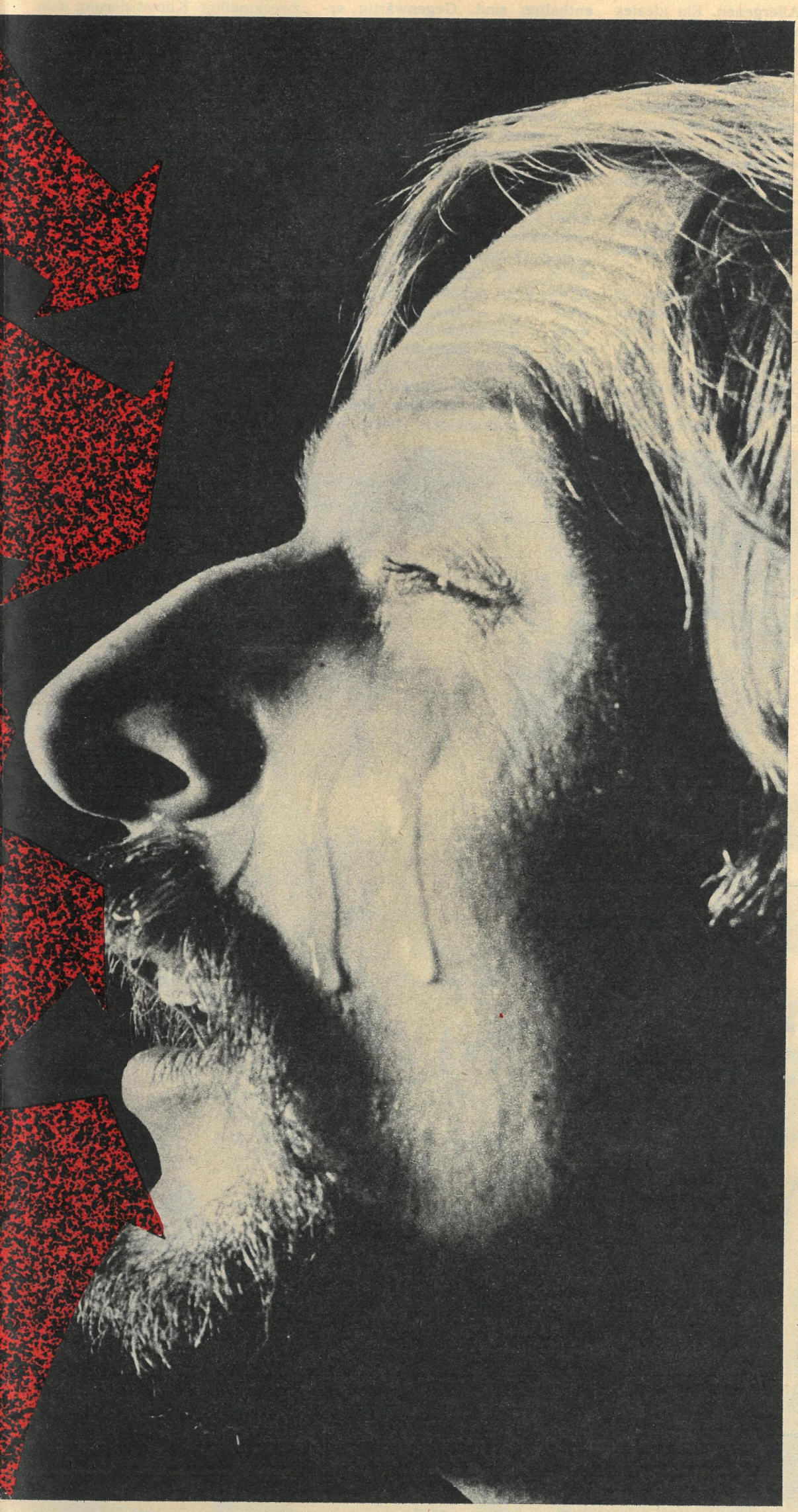
Hartmut Kohlmetz (Text)
Hans-Jürgen Horn (Fotos)

Wenn die Blütezeit beginnt, formieren sie sich zum Angriff — die Pollen von Bäumen, Sträuchern und Gräsern, die sichtbar und unsichtbar um uns herumfliegen. Bei nicht wenigen Menschen führen sie zu quälenden Beschwerden, wie peinigenden Niesanfällen, trie-

Wenn die Pollen fliegen



fenden Augen und entzündeten Nasen. Dann ist das Opfer von einer Form der Allergie betroffen, die überall als Heuschnupfen bekannt ist. Aber auch Staub, Haare von Tieren oder Nahrungsmittel können Allergien auslösen. Was ist eine Allergie? Warum sind die einen dagegen immun, die anderen aber nicht? Wo steht die Forschung gegen diese weit verbreitete Erkrankung?
Auf diese und andere Fragen antwortet Professor Dr. Lothar Jäger, Direktor des Instituts für Klinische Immunologie der Friedrich-Schiller-Universität Jena.



Zu den grassierenden Krankheiten gehört die Allergie. Was ist eine Allergie?

Als Allergie bezeichnet man Überempfindlichkeitsreaktionen des Körpers auf bestimmte Stoffe, die in der Regel aus unserer Umwelt stammen. Diese allergieauslösenden Stoffe werden als Allergene bezeichnet. Allergien äußern sich in geröteten, triefenden Augen, Niesen, Schnupfen, asthmatischen Beschwerden, juckendem Ausschlag, Rötungen und Quaddelbildungen auf unserer Haut. Es gibt auch Formen, die innere Organe befallen, wie eine allergisch bedingte Schädigung der Leber, der Niere, des Magen-Darm-Kanals, des blutbildenden Systems und dergleichen.

Kann jeder eine Allergie bekommen?

Jein. Es gibt einige wenige Substanzen, die so aggressiv sind, daß sie bei jedem von uns eine Allergie auslösen könnten. Aber sie sind extrem selten und spielen keine Rolle. Etwa 15 bis 20 Prozent der Bevölkerung sind allergiegefährdet.

Können Allergien vererbt werden?

Im allgemeinen ist für die Allergie eine bestimmte genetische Disposition, das heißt Krankheitsbereitschaft, Voraussetzung. Wenn zwei Allergiker oder zwei aus einer Familie, in der Allergien gehäuft aufgetreten sind, heiraten, sind deren Kinder gefährdet. Solche Veranlagungen in der Familie müssen aber nicht immer unbedingt zu diesen Krankheiten führen. Hierzu kommt es nur, wenn zusätzlich andere genetische Faktoren, zum Beispiel eine Bereitschaft zu asthmatischen Reaktionen, oder Einflüsse von außen kommen.

Es gibt Hinweise, daß der Kontakt mit bestimmten Umweltsubstanzen in der frühesten Kindheit eine Rolle spielt. Das heißt also, Kinder, die in den Frühlingsmonaten geboren wurden, haben etwas häufiger den Heuschnupfen, jene in den Herbst-Winter-Monaten etwas häufiger eine Hausstauballergie. Solche Faktoren können eine Rolle spielen, denn in der frühesten Kindheit ist die Schleimhaut noch nicht so widerstandsfähig.

Den Eltern solcher gefährdeten Kinder empfehlen wir, möglichst lange natürlich zu ernähren, möglichst lange keine Haustiere oder andere Allergenquellen im Haus zu haben, bis sich die Schleimhaut stabilisiert hat.

Wenn ein Kind an Röteln erkrankt ist, bleibt es sein Leben lang gegen den Rötelvirus immun. Das ist eine überaus sinnvolle Reaktion unseres Immunsystems. Warum schützt es uns nicht vor Allergien?

Es ist tatsächlich so, daß sich im Organismus des Kindes beim Kontakt mit dem Rötelvirus eine schützende Immunreaktion entwickelt, die von nun an bei jeder neuen Begegnung mit einem Rötelvirus alarmiert wird und die Krankheit abwehrt.

Aber unser Immunsystem verhält sich nicht immer so. Es bildet bei der ersten Begegnung mit einem Allergen zum Beispiel eine besondere Art von Antikörpern. Beim nächsten Kontakt mit dem gleichen Allergen führen sie zu einer krankhaften, eben allergischen Reaktion des Körpers. Dabei ist es bis heute nicht gelungen herauszufinden, weshalb manche Patienten beispielsweise gegen Pollen empfindlich sind, andere aber gegen Tierhaare.

Wo werden die Antikörper produziert?

Wenn die Pollen fliegen

Unser Immunsystem reagiert auf fremde Stoffe mit zwei Arten weißer Blutzellen. T-Lymphozyten greifen sie sofort an, B-Lymphozyten produzieren Antikörper. Das sind Eiweißmoleküle, die sich auf der Oberfläche der Eindringlinge festsetzen und sie zur Zerstörung vorbereiten. Sind sie einmal gebildet, zirkulieren diese Antikörper, oder Immunglobuline genannt, im Blut. Für Allergien sind vor allem das Immunglobulin E, abgekürzt IgE, aber auch das Immunglobulin G, also IgG, von Bedeutung.

Mit anderen Worten, Allergiker haben es bereits im Blut...

Das ist nur bedingt richtig. Es spielen auch zelluläre Mechanismen eine Rolle. Die IgE-Antikörper regen sogenannte Mastzellen an. Das sind Zellen, die überall dort auf der Oberfläche des Körpers zu finden sind, wo Allergene eindringen können, also auf der Haut, der Oberfläche der Atmungs- und Verdauungstrakte sowie rund um die Venen. Um Infektionen abzuwehren, produzieren die Mastzellen Histamin und andere chemische Substanzen im Rahmen der Infektionsabwehr. Wenn zum Beispiel Allergene eintreffen, veranlassen IgE-Moleküle die Mastzellen zu einem „unangemessenen" Verhalten. Sie produzieren Histamin, obwohl keine Infektion anliegt. Das löst ein Ausstoßen von weiteren hochwirksamen chemischen Reaktionen aus, die schließlich zu den bekannten Beschwerden führen – Schnupfen, Asthma, unter Umständen aber auch zu schweren Kreislaufrekationen (Schock).

Lassen sich Allergene überhaupt identifizieren?

Das ist sehr schwierig. Die Allergenanalyse ist eine wichtige Forschungsstrecke in unserem Institut. Wir untersuchen Pollen, Insektengift und in der Perspektive Hausstaub und Nahrungsmittel. Bei diesen Allergenpräparaten oder -extrakten handelt es sich um keine chemisch reine Substanz. So können zum Beispiel im Pollenextrakt 40 bis 50 unterschiedliche pflanzliche Substanzen enthalten sein. Inzwischen sind wir in der Lage, mit komplizierten Methoden unter diesen vielen jene herauszufinden, die tatsächlich die Allergie auslösen. Daran kann die eigentliche Erforschung dieser Bestandteile ansetzen. Weltweit sind zum Beispiel drei Pollenallergene, zwei des Bienengiftes und das Hauptallergen des Kabeljaus, identifiziert. Das ist aber eine verschwindend kleine Anzahl bei den Tausenden zu vermutenden Allergenen. Ein ideales Präparat für die Behandlung ist jenes, das nur das für den betreffenden Patienten entscheidende Allergen enthält und frei von Ballast oder möglicherweise schädlichen Verbindungen ist. Das ist weltweit noch ein Fernziel. Noch nicht endgültig ist die Frage zu beantworten, wie weit die Reinigung erfolgen muß.

Wie ist das zu verstehen? Können Sie das an einem Beispiel erläutern?

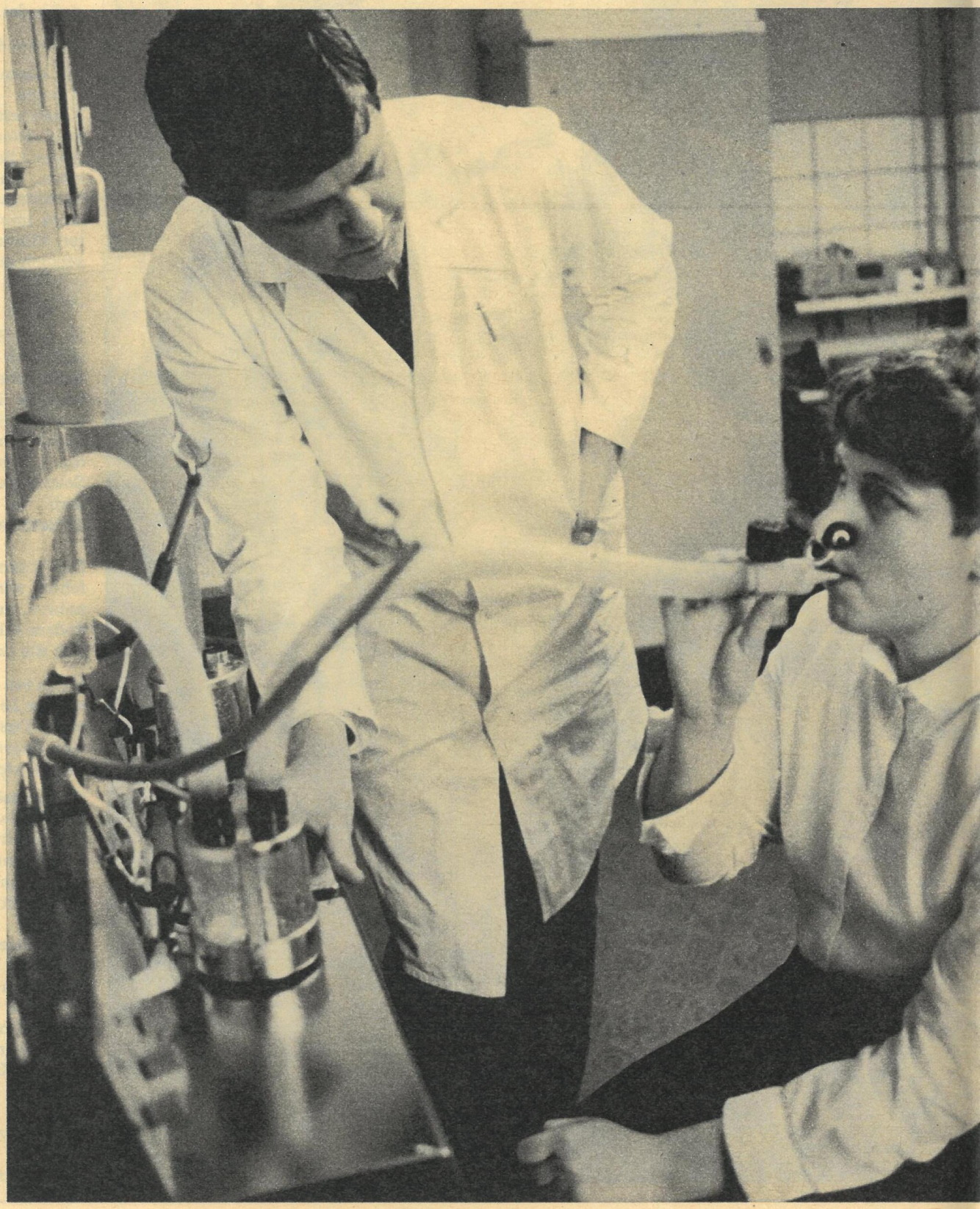
Nehmen wir die Pollenallergie, den meisten als Heuschnupfen bekannt. Wir wissen, daß Gräser vordergründig diese Allergie auslösen. Unsere Untersuchungen erbrachten eine Gräserzusammensetzung von drei Pollenarten, in der aber alle Ursachen des Heuschnupfens enthalten sind. Gegenwärtig erbringen wir den klinischen Beweis, daß dieses gereinigte Präparat gleiche, vielleicht sogar bessere Ergebnisse als handelsübliche aufweist.

Die zunehmende Belastung unserer Umwelt wird oft als Ursache für das Ansteigen der Allergie angeführt. Wie sehen Sie das?

Es ist nicht bekannt, daß es zwischen einem Schadstoff und einer entsprechenden Allergie eine unmittelbare kausale Beziehung gibt, wenn dieser Schadstoff nicht ein Allergen im definierten Sinne ist. Aber es ist erwiesen, daß veränderte Lebensgewohnheiten die Schleimhäute angreifen können und in der Folge unter Umständen das Auftreten von Allergien begünstigen. Solche Einflüsse können Luftverunreinigungen oder unzweckmäßige Klimatisierung sein. Dazu kommen Faktoren wie Kosmetika und Chemisierung im Haushalt und in der Industrie. Aber die Anzahl dieser Patienten, die allergische Reaktionen zeigen, ist kleiner als die Anzahl der genetisch vorbelasteten Patienten.

Nicht jeder Husten muß allergisch sein, nicht jedes Jucken ist eine Allergie. Sicherlich ist es schwierig, die Allergie von Hautkrankheiten oder Bronchialerkrankungen zu unterscheiden?

Ja, allergieähnliche Symptome können auch durch nichtallergische Mechanismen ausgelöst werden. Das heißt, die Symptome weisen nicht sofort auf eine allergische Erkrankung hin. Beim Asthma spielen in 30 bis 50 Prozent allergische Mechanismen eine Rolle. Ähn-



In dieser Kammer kann durch eine objektive Bestimmung des Atemwiderstandes die Sensibilität gegen ein eingeatmetes Allergen festgestellt werden.

liches gilt auch für die Quaddelsucht auf der Haut, die noch seltener durch eine Allergie ausgelöst ist. Ein anderes Beispiel ist die Medikamenteunverträglichkeit. Eine beträchtliche Anzahl von Patienten verträgt keine Schmerzmittel. Es treten Hauterscheinungen, Schnupfen, Asthma oder sogar Kreislaufstörungen auf, die allergisch oder nichtallergisch bedingt sein können. Wir müssen, bevor wir sinnvolle Schlüsse ziehen, erst einmal klären, liegt eine Allergie vor, und wenn ja, wodurch wurde sie ausgelöst.

Auf welche Allergene reagiert dieser Patient? Oberarzt Dr. Wenz am Jenaer Institut für Klinische Immunologie überwacht das Inhalieren der verdächtigen Stoffe.

Welche Möglichkeiten gibt es, allergische Erkrankungen für den Betroffenen erträglicher zu machen?

Die beste Therapie lautet noch immer: Meide die erkannten Ursachen. Bei einigen „Übeltätern", wie Medikamenten und Nahrungsmitteln, dürfte das kein Problem sein. Ist dies nicht möglich – Beispiel Heuschnupfen –, wenden wir die sogenannte Hyposensibilisierung oder Desensibilisierung an. Der Arzt spritzt in zunehmenden Dosen einen Extrakt des betreffenden Allergens. Mit der Zeit erwirbt der Patient einen gewissen Schutz und reagiert abgeschwächt gegen den Stoff in der Umwelt, genauso als würde er gegen eine Infektionskrankheit geimpft. Ist auch dieses nicht möglich, weil die Ursache nicht identifiziert werden konnte, kommt schließlich die „symptomatische" Therapie in Frage, die die krankmachenden Reaktionen dämpft und die Symptome abschwächt.

Gibt es eine Übersicht, aus der hervorgeht, wieviel Allergiearten bekannt sind?

Nein, Sie kann es auch nicht geben, weil theoretisch jede Substanz, die körperfremd ist, eine Allergie auslösen kann. Wenn man an die Vielzahl synthetischer und chemischer Verbindungen denkt, geht es in die Hunderttausende und die natürlichen noch dazu.

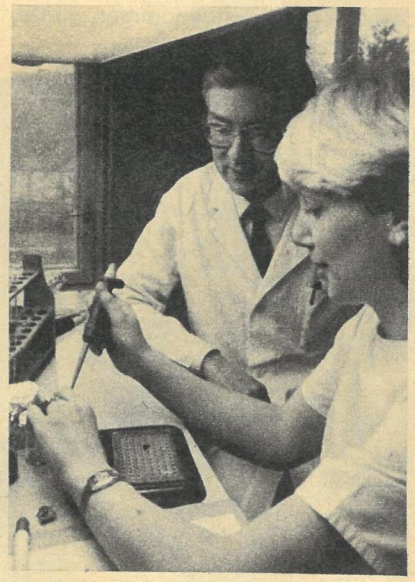
Also wäre es gar nicht sinnvoll, einen Katalog zu erstellen?

Doch, das ist aber ein anderes Problem. Gerade bei der Entwicklung von Arzneimitteln interessiert die allergieauslösende Substanz sehr. Es gab tatsächlich einige Arzneimittel, die in 70 bis 90 Prozent der Fälle zu allergischen Reaktionen führten. Als Faustregel gilt heute, daß ein Medikament nur dann für die klinische Anwendung in Frage kommt, wenn die Anzahl allergischer Reaktionen deutlich unter einem Prozent liegt.

Mit welchen internationalen Partnern kooperieren Sie?

Die Tatsache, daß sich diese Probleme weltweit stellen sowie die Fülle von Aufgaben erfordern die internationale Kooperation. So stehen wir einerseits in engem Kontakt mit Arbeitsgruppen aus Moskau, Tbilissi und Sofia. Andererseits ist unsere Arbeitsgruppe in gemeinsame Aktivitäten der WHO und der Internationalen Union Immunologischer Gesellschaften integriert. Besonders langfristige Beziehungen bestehen zum allergologischen Laboratorium der Akademie der Medizinischen Wissenschaften in Moskau, in dem ich wiederholt war und dessen Direktor Professor Ado maßgeblich zur Entwicklung der Allergieforschung in der DDR beitrug. Mit dem Lehrstuhl für Allergologie am Medizinischen Institut Tbilissi arbeiten wir seit mehreren Jahren auf der Basis eines Vertrages. Aber die Kontakte sind viel breiter. Im Rahmen der Allergologischen und Immunologischen Gesellschaften der sozialistischen Länder wurden in den letzten Jahren fünf gemeinsame Symposien abgehalten. Dort werden Forschungsergebnisse ausgetauscht und künftige Forschungsaufgaben abgestimmt. Das nächste Treffen ist Ende Oktober in diesem Jahr in Varna.

FREIE WELT-Gesprächspartner Professor Dr. Lothar Jäger bei Blutanalysen im Labor.



Können Sie uns an einem Beispiel erläutern, wie sich die Zusammenarbeit gestaltet und zu welchen Anregungen oder gar Ergebnissen sie bisher geführt hat?

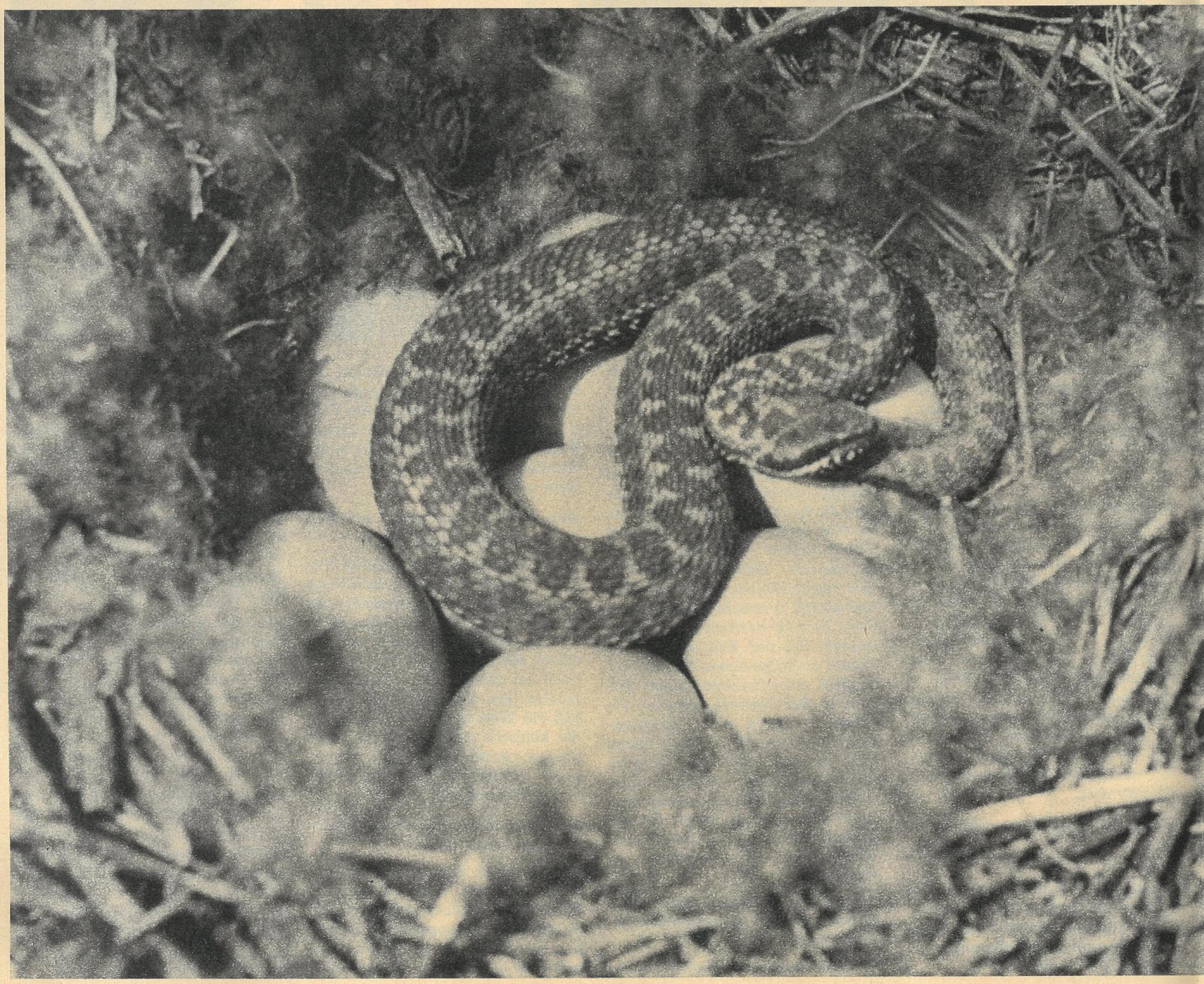
Ein solches Beispiel ist die Zusammenarbeit mit dem Medizinischen Institut Tbilissi. Schwerpunkte sind die Ursachen des Asthma bronchiale und die erwähnten Allergenuntersuchungen. Die gemeinsam formulierten Aufgaben werden zum Teil arbeitsteilig in den beiden Einrichtungen, teils durch Austausch von Mitarbeitern, Materialien und Informationen gelöst. Die Ergebnisse der vergangenen Jahre werden Gegenstand eines gemeinsamen Symposiums im Juni 1986 sein.

Mit Professor Lothar Jäger sprach Bärbel Förste.

Fotos: Volker Hohlfeld, Alfred Paszkowiak

Arche der Vögel

Vor der Mündung des Dnepr ins Schwarze Meer, zwischen Nikolajew und Cherson, befindet sich seit 1927 eines der bis heute seltenen Küsten-Naturschutzgebiete; es umfaßt jetzt eine Fläche von nahezu 64 000 Hektar. Der größte Reichtum dieser Marschlandschaft, die in das Verzeichnis der Biosphären-Schutzgebiete der Erde aufgenommen wurde, sind ihre Vogelscharen.



Mit dem Boot nähern wir uns der Insel Orlow, einem winzigen Eiland, das nur durch eine seichte Meerenge vom Ufer getrennt ist. Eine weiße Wolke verdeckt vor unseren Augen den Himmel über dem gelbgrünen Uferstreifen – das Fernglas zeigt einen Schwarm von Tausenden Seevögeln…

Wenige Schritte an Land, und schon liegt ein Nest vor meinen Füßen, auf ein paar Halmen drei braungrün gesprenkelte Eier, dann das nächste Gelege, einen halben Meter weiter das übernächste, mit frisch geschlüpften Dunenjungen. Man muß buchstäblich balancieren durch diese Kinderstube. Versteht sich, daß nur eine Sondererlaubnis uns dazu verhalf, die Insel zu betreten.

Als ich das transportable Tarnzelt an der von meiner wissenschaftlichen Betreuerin angegebenen Stelle errichtet habe, kommt ein Pärchen Brandseeschwalben in optische Schußnähe. Mit einem eben gefangenen Fisch im gelbschwarzen Schnabel zieht das Männchen seine Kreise über dem am Boden sitzenden Weibchen und überreicht dann der Umworbenen die noch zappelnde Beute – wie der menschliche Kavalier einen Strauß…

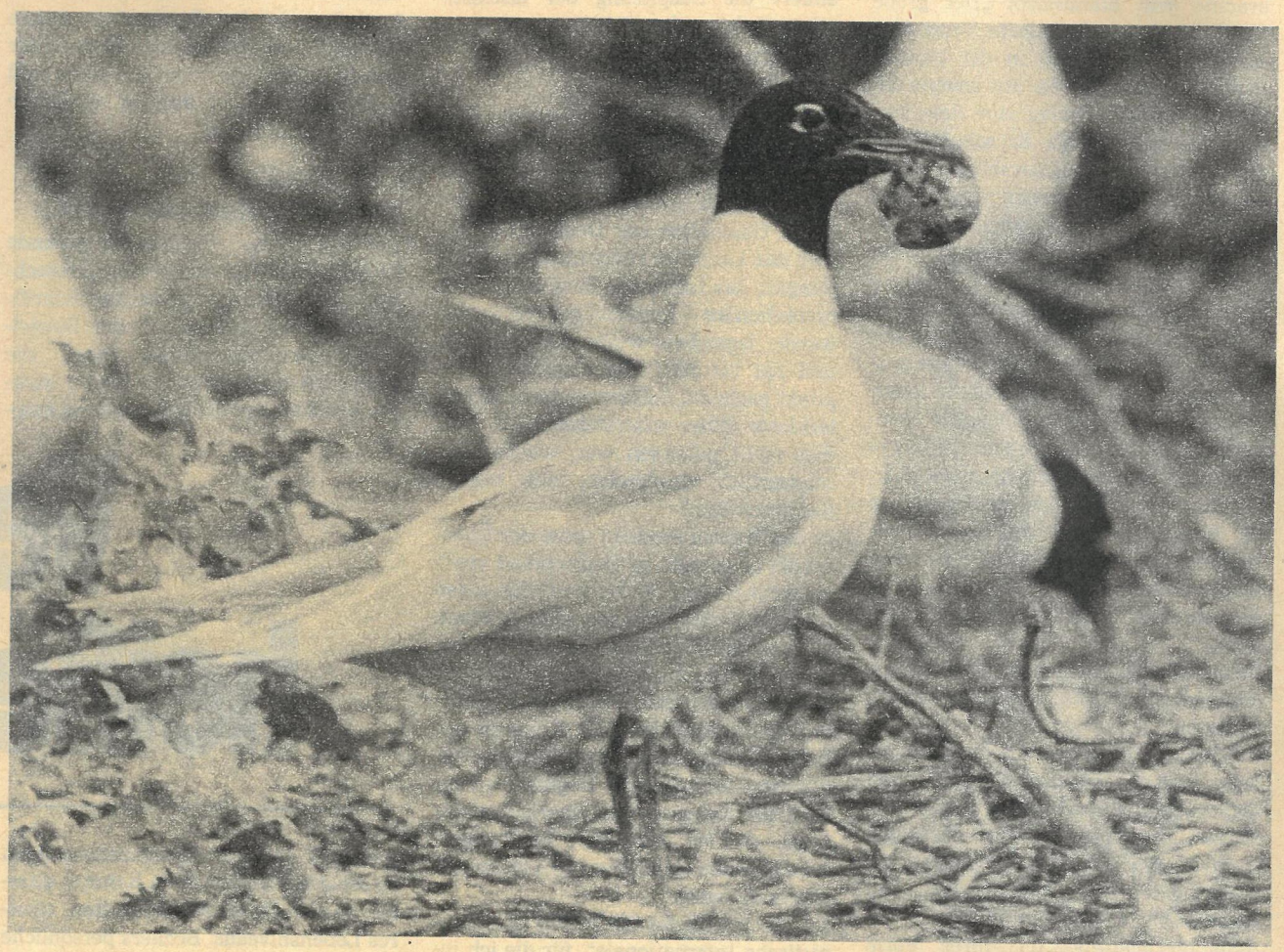
Mit dem Zelt über dem Kopf rücke ich gegen eine Kolonie von Schwarzkopfmöwen vor, Schritt für Schritt, mit Pausen, in denen ich die scheuen Vögel durch die „Bullaugen" beobachte. Ich habe strengste Anweisung, mich beim ersten Anzeichen von Unruhe zurückzuziehen… Noch wird meine Anwesenheit ignoriert. Die Möwen mit dem tiefschwarzen Kopf, dem hellroten Schnabel und den dunkelroten Ständern sitzen dicht an dicht auf ihren Eiern. Von Paar zu Paar, von Nest zu Nest das übliche Gezänk und Gekreisch… Vorsichtig setze ich das Objektiv an.

Schwarzkopfmöwen – auf den Inseln zählt man jährlich bis zu 200 000 Paare – sind der Stolz des Reservats. Im Unterschied zu anderen Seevögeln holen sie sich den größten Teil ihres Futterbedarfs vom Festland; es wurde berechnet, daß eine einzige Möwe am Tage etwa tausend Getreidelaufkäfer und Schildwanzen verzehrt und damit acht Kilogramm Weizen vor den Schädlingen bewahrt.

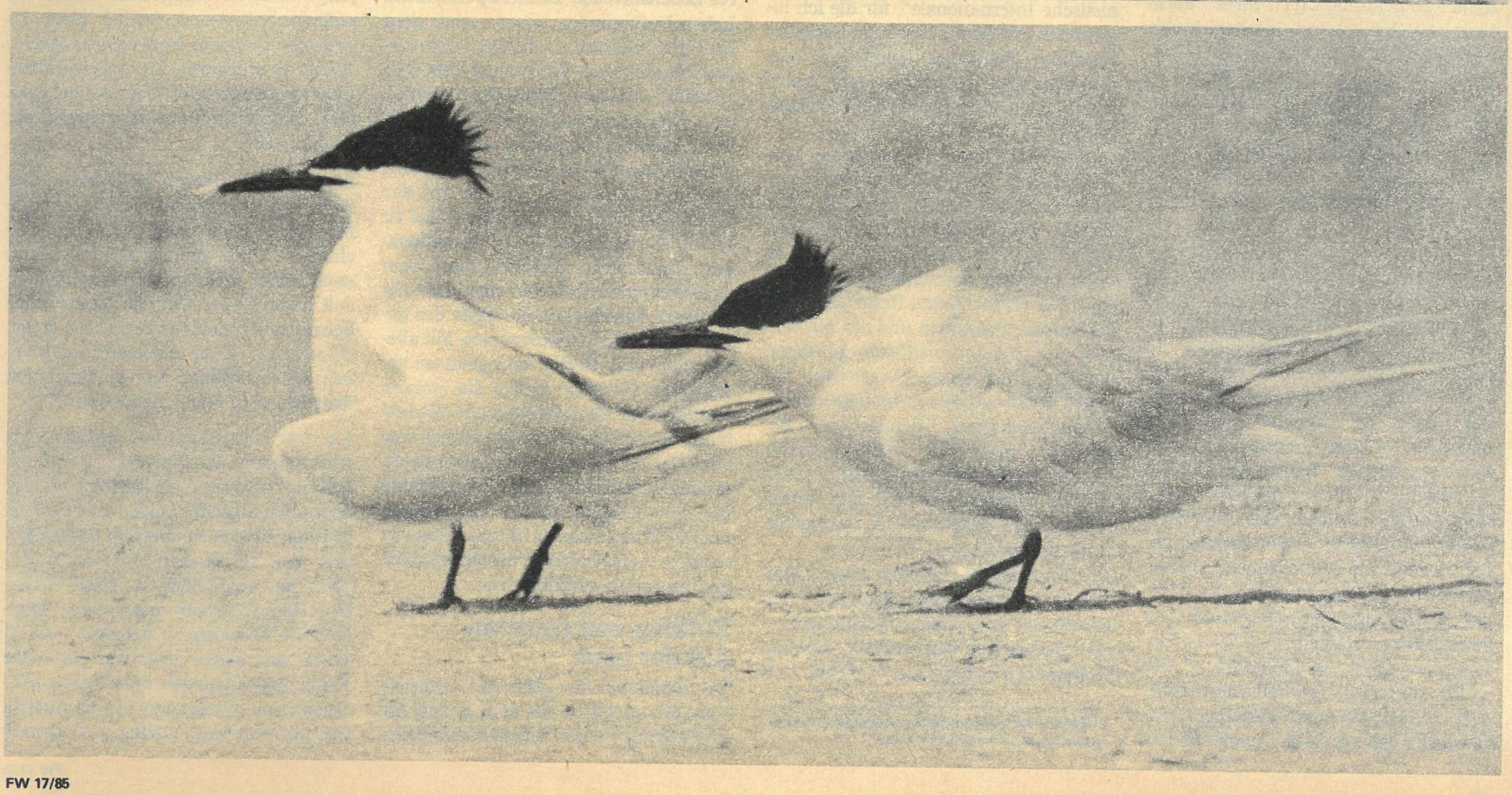
Da – am Rande des Nistplatzes regt sich die gefürchtete Panik. Einige Vögel beginnen, auf die Gelege, eigene und fremde, einzuhakken, verschlingen hastig die Dotter, das zähflüssige Eiweiß… Keine halbe Minute ist zu verlieren! Eilig trete ich den Rückmarsch an.

Wissenschaftler erforschen die Lebensgewohnheiten dieser merkwürdigen Möwen, um sie vielleicht einmal in neuen Revieren anzusiedeln und so den biologischen Schutz der Felder zu erweitern.

H. Lewenstein (Text und Fotos)



Links oben: Rauschen in der Luft – ein Riesenschwarm anfliegender Schwarzkopfmöwen. Unten: Kreuzotters Sonnenbad – auf den Eiern einer Brandgans. Rechts: die Schwarzkopfmöwen – Zerstörer des eigenen Geleges. Unten: Brandseeschwalben – ein Paar in angeregter Hochzeitsstimmung.



FREIE WELT -Serie 2

Tamara Motyljowa, Studentin der ausländischen Literatur, lernt im Jahre 1930 auf der inzwischen legendären Charkower Konferenz als Dolmetscher und Gesprächspartner deutsche Schriftsteller wie Anna Seghers, Johannes R. Becher und Ludwig Renn persönlich kennen. Seither ist ihr Leben eng mit der antifaschistischen Literatur, mit den historischen Erfahrungen der 30er und 40er Jahre verbunden. Als Kommunistin und Literaturwissenschaftlerin erlebt sie den Kampf deutscher Schriftsteller gegen Faschismus und Krieg aus nächster Nähe mit. Dr. Simone Barck und Tatjana Trögel besuchten Prof. Dr. Tamara Motyljowa für FREIE WELT in Moskau und hielten ihre Erinnerungen an historische Ereignisse, an prägende persönliche Begegnungen fest. Sie würdigen damit zugleich die Leistung der international renommierten Wissenschaftlerin, deren Arbeit in allein 17 Büchern und über 500 Veröffentlichungen über deutsche, französische und russische Literatur ihren Niederschlag gefunden hat.

Verse aus heißen Tagen

Der erste Teil (FW 16/85) endete mit dem Besuch Friedrich Wolfs im Sommer 1931 in Moskau. Er hatte erzählt, wie gespannt die Lage in Deutschland sei und wie er und andere revolutionäre Schriftsteller von den Faschisten gehaßt und bedroht wurden.

Mit Becher bei Gorki

Als ich bei der Internationalen Vereinigung Revolutionärer Schriftsteller (IVRS) arbeitete, hörte ich von vielen deutschen Gästen Berichte über Versammlungen und Abende mit Schriftstellern, die sich nicht selten zu Saalschlachten entwickelten.

Becher kam auch im Sommer 1931. Er brachte sein Manuskript „Der große Plan" mit, dessen hymnische Verse dem sozialistischen Aufbau in der Sowjetunion gewidmet waren. Mit unserer Literatur verband Becher eine tiefe geistige Verwandtschaft. Er schuf Nachdichtungen von Majakowski und hegte eine aufrichtige Zuneigung zu Gorki, dem er ein herrliches Gedicht widmete. Ich hatte Glück, bei der ersten persönlichen Begegnung Bechers mit Gorki zugegen zu sein. Es war im Juni 1931 – Alexej Maximowitsch empfing in seinem Haus bei Moskau eine Gruppe ausländischer revolutionärer Schriftsteller. Er begrüßte Becher mit lebhafter Sympathie. Ich übersetzte Becher die Worte Gorkis: „Über ihre Verse kann ich nicht urteilen – ich lese nicht deutsch. Aber ihr Roman ‚Levisite' gefällt mir sehr. Werden Sie noch mehr Prosawerke schreiben?" Becher erwiderte: „Prosa zu schreiben, fällt mir schwerer als Verse."

Bekanntlich ist Becher später auch erfolgreich als Prosaschriftsteller hervorgetreten.

Im Sommer 1933 hielt Becher, ausgehend von den eigenen schöpferischen Erfahrungen einen Vortrag „Gegen die Phrase, die Langeweile und das allgemeine Geschwätz oder ein Beitrag zur Diskussion über den sozialistischen Realismus". Becher sprach über die Agitationsdichtung, die ihrer Form nach lebendig, konkret und gemeinverständlich ist und die brennendsten Fragen des Volkslebens berührt. Er las eigene Verse – Texte für Wahlplakate, gereimte Losungen, die in den letzten heißen Kampftagen vor Hitlers Machtantritt geschrieben worden waren, Gedichte auf Themen des Parteilebens, in denen Dogmatiker und Sektierer verspottet wurden. Uns erschloß sich ein bis dahin unbekannter Zug im schöpferischen Antlitz Bechers – sein Gefühl für Humor. Die Verse konnten wir in dem Band „An die Wand zu kleben" lesen, der wenig später in Moskau in deutscher Sprache erschien.

Der Beginn der dreißiger Jahre war eine Zeit lebhafter Diskussionen unter den sowjetischen Schriftstellern. Die unbefriedigende Politik der RAPP* war nicht geeignet, Schriftsteller von Rang an die gemeinsame Arbeit heranzuführen. Die damals erschienenen Romane der parteilosen Schriftsteller wie Katajew, Schaginjan, Ehrenburg und Leonow leisteten manchmal mehr und Bedeutenderes als die „Schreihälse" der RAPP, wie sie der sowjetische Schriftsteller Libedinski nannte. Ähnliche Diskussionen gab es auch innerhalb der IVRS, die im April 1932 eine Sitzung der kommunistischen Fraktion einberief, an der ich als Mitglied des Jugendverbandes teilnahm. Eine Sitzung, auf der viel und heftig debattiert wurde. Die dort von Becher gehaltene Rede hat mich tief beeindruckt. Es war eine sehr schonungslose Rede, und damals hörte ich zum ersten Mal das Wort Abkapselung. Er sprach davon, daß man sich in der heutigen Situation an breite Kreise der Schriftsteller wenden sollte, daß diese Abkapselung vom breiten literarischen Leben ein großer Fehler sei. Ich glaube, daß Becher, der direkt aus Deutschland kam, früher und klarer als andere die Zuspitzung der faschistischen Gefahr erkannt hatte.

Wie konnte das geschehen?

Die Machtergreifung Hitlers war ein Schlag für alle Bürger unseres Landes. Vielleicht für meine Generation noch mehr als für die Älteren. Denn für meine Generation war Deutschland immer das Land der revolutionären Hoffnungen, das Land, von dem eine große revolutionäre Entwicklung erwartet wurde. Irgendwie wollte man glauben und hat bis zum letztmöglichen Zeitpunkt geglaubt, daß die deutsche Arbeiterklasse Hitler widerstehen wird. Daß dies nicht gelungen war, wurde sehr schmerzlich empfunden. Wie konnte das geschehen?

In der Prawda erschien unter der Überschrift „Was geht in Deutschland vor?" ein Artikel von Fritz Heckert. Für unser heutiges Verständnis war seine Antwort auf unsere brennende Frage nicht ausreichend. Die umfassende Antwort auf die Frage nach dem Wesen des Faschismus wurde auf dem VII. Kongreß der Kommunistischen Internationale 1935 gegeben. Ich war vom Beginn bis zum Ende des Kongresses in einer günstigen Lage, da ich vor dem Schwangerschaftsurlaub stand und nicht mehr voll eingesetzt war.

Ich machte für die Zeitschrift „Kommunistische Internationale", für die ich inzwischen arbeitete, nur einige Berichte. Synchron übersetzen konnte ich aufgrund meines Zustandes nicht mehr, konnte mich also voll aufs Zuhören konzentrieren.

Das Referat Dimitroffs wurde ein großes Erlebnis. Vorher hatten internationale Ereignisse stattgefunden, die eine Wende ankündigten: Vor allem die Herausbildung der Volksfront in Frankreich, die Demonstrationen am 14. Juni 1935, bei denen Thorez, Blum und Daladier zusammengingen und die Marseillaise und die Internationale gesungen wurden. Das waren Anzeichen von neuen Tendenzen in der internationalen Arbeiterbewegung, denen die Beschlüsse des VII. Weltkongresses folgten, die die Herstellung der proletarischen Einheitsfront und der antifaschistischen Volksfront zur wichtigsten Aufgabe erklärten.

Die Faschismus-Definition von Dimitroff war für mich nicht ganz neu – ich kannte sie von einigen Beratungen – aber daß er sich von anderen, falschen Definitionen abgrenzte, machte auf mich großen Eindruck. Er sagte nicht nur, daß Faschismus imperialistische Diktatur ist, sondern definierte den Faschismus als offene, terroristische Diktatur der reaktionärsten, am meisten chauvinistischen Elemente des Finanzkapitals. Und weiter, daß es nicht die Diktatur der Kleinbürger, nicht die Diktatur der Lumpenproletarier sei.

Jung und ziemlich unerfahren wie ich damals war, wußte ich zwar durch die Lektüre der bürgerlichen Auslandspresse, daß es verschiedene Faschismusdefinitionen gab. Aber warum es notwendig war, sich damit auseinanderzusetzen, habe ich erst durch Dimitroff verstanden. Mich beeindruckte seine Analyse, wie der Faschismus soziale Not und Verzweiflung der Massen für sich ausnutze, wie er an die edlen und guten Gefühle der Jugend appelliere und sie mißbrauche.

Das „Atelier" im Lawruschinski-pereulok

Der Faschismus vertrieb die gesamte fortschrittliche Literatur aus Deutschland. Eine Gruppe deutscher Schriftsteller erhielt Zuflucht in der Sowjetunion. Der sowjetische Staat, die sowjetischen Schriftsteller waren wirklich bemüht, ihre Kollegen gut zu empfangen, ihnen gute Arbeitsbedingungen zu schaffen. Natürlich im Rahmen unserer bescheidenen Möglichkeiten, unseres Lebensniveaus. Bechers persönliche Lebensbedingungen waren, nach dem heutigen Maßstab zu urteilen, alles andere als glänzend. Er verfügte über sein „Atelier" im Lawruschinski-pereulok – eine Vierzimmerwohnung – nicht allein, sondern gemeinsam mit seinem Freund Andor Gabor. Becher hatte kein Auto zur Verfügung; er fuhr mit der Straßenbahn oder Metro, oder er lief zu Fuß in die Redaktion der „Internationalen Literatur" am Kusnezki most. Sein Arbeitszimmer dort war eigentlich ein winziger Verschlag in der Ecke des gemeinsamen Redaktionsraumes. Mit alledem hatte sich Becher sehr gelassen abgefunden: Er lebte so wie die meisten sowjetischen Schriftsteller und Redakteure zu der Zeit lebten. Wesentlich war aber, daß er, wie zahlreiche andere antifaschistische Schriftsteller, seine Werke in der Originalsprache publizieren konnte. Über zwanzig Bücher Bechers wurden in sowjetischen deutschsprachigen Ausgaben veröffentlicht.

Zufällig und spontan auf der Linie

Die Redaktion der „Prawda" beabsichtigte offensichtlich vor dem Ersten Allunionskongreß der Sowjetschriftsteller im Sommer 1934 mehrere Artikel über einzelne nationale Literaturen zu drukken. Zu dieser Zeit zog man gerne junge Autoren heran. Also wurde ich aufgefordert, einen Artikel über die deutsche Literatur nach Hitlers Machtantritt zu schreiben. Zu meiner großen Überraschung erschien der Artikel ganz ohne Korrekturen und sehr schnell am 11. Juni 1934.

Einer meiner älteren Kollegen in der Zeitschrift „Kommunistische Internationale" wies mich nach der Veröffentlichung zurecht, weil ich Heinrich Mann nach seiner Meinung zu liberal behandelt hatte. Er sei doch ein bürgerlicher Schriftsteller, der uns recht fern stehe. „Wieso hast du dir angemaßt, von so einer hohen Tribüne aus in dieser Art über Heinrich Mann zu sprechen!"

Ich war verstimmt und verunsichert nach diesem Verweis, denn dieser erfahrene Genosse war wirklich in der deutschen Literatur besser orientiert als ich. Also lief ich zu unserem Chefredakteur Wilhelm Knorin und fragte ihn: „War das ein Fehler, in dieser Weise über Heinrich Mann zu schreiben, seine positive Wendung zu betonen?" Er lächelte und sagte: „Das war Ihr gutes Recht, und ich glaube, es ist richtig so."

Ohne es zu wissen, war ich als Autorin von innen heraus, zufällig und spontan

* Wie im Teil 1 bereits erklärt: Russische Vereinigung proletarischer Schriftsteller

Mit Sohn Mischa vor Ausbruch des Krieges

auf der Linie des kommenden sowjetischen Schriftstellerkongresses und auch auf der Linie des „Großen Bündnisses“ gegen Faschismus und imperialistischen Krieg, für das sich Becher mit allem Nachdruck einsetzte.

Halblautes ewiges Summen erfüllte den Saal

Zu dem Kongreß, auf dem der sowjetische Schriftstellerverband gegründet wurde, waren zahlreiche ausländische Schriftsteller eingeladen. So sah ich Willi Bredel wieder. Er war vor kurzem erst, nach 13 Monaten Haft, aus dem KZ Hamburg-Fuhlsbüttel in Polizeiaufsicht entlassen worden und auf Weisung der KPD emigriert. Ich fand ihn abgemagert, aber munter und unternehmungslustig. Es hieß, er habe einen neuen Roman geschrieben, der bald erscheinen solle. Bisher waren alle seine Werke in der Sowjetunion erschienen, zum Teil noch ehe sie in Deutschland herausgekommen waren, und sie waren gut bekannt.

Nach den Sitzungen des Kongresses erzählte er mir in seiner unkomplizierten freundschaftlichen Art gerne von einer neuen Zeitschrift, die er gründen sollte, mit einer breiten Teilnahme der emigrierten Schriftsteller der verschiedenen Strömungen.

Mit Lion Feuchtwanger und Bertolt Brecht fungierte er dann ab 1936 als Herausgeber der in Moskau gedruckten Literaturzeitschrift „Das Wort“, in der auch bürgerliche Autoren wie Thomas und Heinrich Mann, Bruno und Leonhard Frank, Stefan Zweig, in der Schriftsteller wie Ernst Toller, Arnold Zweig und viele andere ihre Texte veröffentlichten.

Während des Kongresses hatte ich Willi Bredel behilflich sein können. Eigentlich war ich nur als Hörer anwesend, aber die Übersetzung fand wieder ohne Kopfhörer statt, so daß die Gäste auf Hilfe angewiesen waren. Auf der einen Seite von mir saß Willi Bredel, auf der anderen Seite Oskar Maria Graf, der die Situation in seinem Buch über diese Reise schildert: „... Wir Ausländer saßen stets zwischen Dolmetschern, meist Komsomolzinnen oder Redaktionsangestellte. Fortlaufend verdeutschten sie jedes Wort des Redners, und ihr halblautes ewiges Gesumme erfüllte den Saal...“

Da ich wegfahren mußte, nahm ich nur zwei Tage an den Veranstaltungen teil und versäumte einige der großen Diskussionen. Aber ich spürte die sehr gute, freundschaftliche Atmosphäre. Wichtig war, daß durch einen ZK-Beschluß der KPdSU vom 23. April 1932 alle literarischen Einzelorganisationen wie die RAPP aufgelöst worden waren und daß jetzt eine einheitliche literaturpolitische Orientierung gegeben wurde. Ein Fadejew und ein Alexej Tolstoi, ein Scholochow und ein Ehrenburg waren nun, ungeachtet ihrer verschiedenen Herkunft oder Parteizugehörigkeit, gleichberechtigte Teilnehmer der sowjetischen Literaturbewegung. Andererseits wurde viel energischer nach der künstlerischen Qualität gefragt.

Peredyschka – eine Atempause

Der Nichtangriffspakt zwischen der UdSSR und dem faschistischen Deutschland kam natürlich für viele unerwartet, und es gab Formulierungen in Reden und Dokumenten, die uns gar nicht erfreuten. Darüber hat Ehrenburg in seinen Erinnerungen vieles berichtet. Die meisten sowjetischen Intellektuellen waren sich aber bewußt, daß dies eine provisorische Situation war. Daß es sich keineswegs um einen Freundschaftsvertrag handelte, sondern eben um ein Abkommen, das unserem Staat eine Atempause verschaffte – eine peredyschka. Auch den deutschen Genossen war klar, daß es um einen Zeitgewinn ohne Illusionen ging. Heinz Willmann, der in der Redaktion der „Internationalen Literatur“ tätig war, berichtet: „... und wir hatten in Moskau verfolgt, wie britische und französische Abordnungen Schach- und Winkelzüge machten, die keinen anderen Sinn hatten, als die Sowjetunion in einen Krieg mit Hitlerdeutschland zu verstricken und dabei selbst den lachenden Dritten zu spielen.“ Das ZK der KPD gab eine Einschätzung des Nichtangriffspaktes und damit auch eine politische Orientierung, die sehr geholfen hat. Willmann schreibt: „Unsere Zeitschrift... erschien im Staatsverlag für schöne Literatur. Auf staatliche Interessen mußte Rücksicht genommen werden. So hat Becher mehr als bisher Übersetzungen aus der Sowjetliteratur gebracht... Nichts, was in jener Zeit veröffentlicht wurde, bedeutete ein Abgehen von unseren Prinzipien. Alles kam unserer Sache zum Nutzen.“

Am Tage, als die Nachricht veröffentlicht wurde, beauftragten verschiedene Parteiorganisationen ihre Mitglieder, das zu machen, was wir von den deutschen Genossen als Haus- und Hofpropaganda kennengelernt hatten. Ich fuhr in ein Arbeiterviertel. Die Leute saßen in den Gärten und unterhielten sich. Ich beteiligte mich an so einer Unterhaltung und bemühte mich, die Bedeutung dieses Vertrages zu erklären. Aber ein alter Arbeiter sagte: „Ja, aber dieser Ribantrop (er meinte Ribbentrop) – er hat uns unter Druck gesetzt und wird uns zerdrücken, wenn er die Möglichkeit dazu hat. Ich konnte nur das Argument von der Atempause weiterentwickeln, so gut es mir gelang.

Aus dieser Zeit hat sich mir noch ein anderes Erlebnis eingeprägt: In einem großen Kulturpark sollte Ende August 1939 ein Abend über antifaschistische Literatur unter freiem Himmel stattfinden. Der Abend kam heran, und ich bekam einen Anruf von den Organisatoren, ich solle nicht über deutsche antifaschistische Literatur sprechen, sondern über Barbusse und sein Schaffen; das war ja nur wenige Tage nach dem Abschluß des Nichtangriffspaktes. Also sprach ich über Barbusse. Erich Weinert erklärte sich bereit, aus seinen Erinnerungen an den französischen Schriftsteller zu erzählen, und er trug sein Gedicht „Henri Barbusse, Soldat des Menschenrechts“ vor. Ich übersetzte dann in Prosa den Inhalt des Gedichtes. Über das Hitlerregime und seine Bekämpfung fiel kein direktes Wort. Aber Erich Weinert wurde so stürmisch zugejubelt, daß es wie eine Sympathiekundgebung für die deutschen Antifaschisten aussah, die ihm bedeutete: Wir kennen und schätzen dich, wir sind und bleiben deine Freunde! Und so war es tatsächlich.

Die Hörer hatten verstanden

In diesem Zusammenhang erinnere ich mich auch an den 50. Geburtstag Johannes R. Bechers. Heinz Willmann rief mich im Februar oder März 1941 an und forderte mich auf, für die „Internationale Literatur/Deutsche Blätter“, deren Chefredakteur Becher seit 1935 war, einen Geburtstagsartikel zu schreiben. Ich erwiderte, das sei ein ehrenvoller Auftrag, da es sich um den ersten Versuch einer Gesamtdarstellung von sowjetischer Seite handelte und machte mich an die Arbeit. Den heutigen Leser mag es natürlich überraschen, daß das ganze antifaschistische Thema ausgeklammert wurde, aber so war es notwendig in dieser Zeit. Dann wurde ich vom Schriftstellerverband aufgefordert, auf Bechers Geburtstagsabend am 22. Mai 1941 zu sprechen, was ich mit sehr großem Lampenfieber auch getan habe. Und ich wagte auch, etwas in diesem Sinne einzufügen: „Becher liebt leidenschaftlich sein Land und ist ein unerbittlicher Gegner der Feinde seines Landes.“ Ich glaube, die Hörer hatten verstanden, was ich meinte.

An diesem Abend war ich sehr beeindruckt von den Gedichten, die Becher vortrug, unter anderem „Der Auftrag“ und „Dank an meine Freunde in der Sowjetunion“: „Dunkle Mächte rangen / Mich damals nieder. Zwangen sie mich nicht, / verdank ich's euch... / Wofür euch aber tiefster Dank gebührt: / Niemals hat falscher Stolz mir abverlangt / daß ich nicht leiden dürfe, was ich litt. / Ihr littet meines Volkes Leiden mit.“

Eines Abends, kurz nach dem Geburtstag, hatte Becher meinen Mann, den ungarischen Emigranten Belá Landor, eingeladen und sagte zu ihm: „Komm mal zu uns mit deiner ausgezeichneten Frau.“ In dieser indirekten Weise gab er seine Meinung über meinen Artikel zu verstehen.

Mein Mann und ich kamen tatsächlich zu Bechers, und Lilly hatte etwas Schönes zum Abendessen vorbereitet. Für mich blieb dieser Abend dennoch eine traurige Erinnerung. Denn die beiden Männer sprachen ausschließlich über die drohende Kriegsgefahr. Und sie sprachen vom Krieg als von etwas Unvermeidlichem. Mit diesen peinigenden Gedanken kehrte ich ziemlich entmutigt nach Hause zurück. Das war Anfang Juni!

Schluß im nächsten Heft.

Theobald Umbreit, Jahrgang 1928 – Bauschlosser, Monteur, Brigadier, Oberbauleiter – Verdienter Meister des Volkes – spezialisiert auf Montage von Walzwerksausrüstungen und Zementanlagen, Auslandseinsatz 1980 in Tartous/Syrien, seit 1982 bei Serp i Molot, Moskau, verantwortlich für die Montage des Kühlbetts und der Haspelgruppe. Das Foto rechts zeigt ihn vor Exponaten der Ausstellung „Errungenschaften der Volkswirtschaft der UdSSR."

Erlebnisse von der Baustelle (4)

An wichtigen Vorhaben in der Sowjetunion wirken sie mit: Facharbeiter, Ingenieure aus Betrieben der DDR. Große Werte sind ihnen anvertraut, erfüllte Verträge ihr Stolz. Doch das Wertvollste gewinnen sie für sich selber – das Erlebnis des Bruderbundes in seiner unmittelbarsten Form. Das ist es wert, daß man nach Jahren noch davon erzählt.

Serp i Molot – „Sichel und Hammer" steht auf unserem Betriebsausweis. Als Moskauer auf Zeit strömen wir Weimarer mit vielen hundert Stammarbeitern durch das Tor des Metallurgischen Werkes, das zu den berühmtesten der Sowjetunion gehört. – Was wir dort machen? Wir sind Chefmonteure bei der Inbetriebnahme einer Walzstraße von SKET; die 18 Gerüste für Stabmaterial laufen schon, hinzu kommen jetzt die sechs Gerüste der Drahtstaffel sowie die Haspelgruppe.

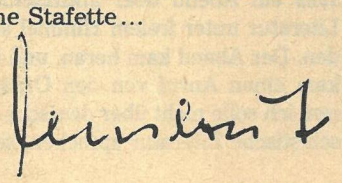
Im Korridor vor dem SKET-Büro erinnert eine Wandzeitung an Ereignisse unserer nun schon dreijährigen Tätigkeit. Da gibt es ein Foto vom Anlaufen des ersten Abschnitts der fast einen Kilometer langen Walzstraße. Gespannte, übernächtigte Gesichter verfolgen den Weg der Knüppel zu den Walzgerüsten. – „Die Baustelle hat ihre besonderen Gesetze; sie liegt nur zwei Werst vom Kreml entfernt." Dieser Satz, mit dem der sowjetische Bauleiter, Genosse Löwenstein, jeden Neuen von uns begrüßte, fand seine Bewährung in jener Nacht, als wenige Stunden vor dem hundertsten Geburtstag des Werkes das Einjustieren der Gerüste abgeschlossen werden konnte.

Serp i Molot, das heißt Tradition. 1894 organisierten die Arbeiter an den primitiven Gerüsten und Ziehbänken des Unternehmers Gushon den ersten Streik, im Januar 1905 bildeten sie ein Deputiertenkomitee. Nach der Revolution wurde der Betrieb ausgebaut, lieferte um 1930 den ersten Edelstahl für die sozialistische Industrialisierung (Säulen einer Metrostation sowie die überlebensgroße, mit Edelstahl belegte Figurengruppe vor dem Eingang zur Volkswirtschaftsausstellung sind Denkmäler dieser Entwicklungsetappe). Zur Hundertjahrfeier, auf einer Kundgebung von 3000 Werktätigen, war ich unter denen, die mit der Jubiläumsmedaille ausgezeichnet wurden.

Am selben Objekt Produktion und Montage, das verlangt ständige Abstimmung, einen Gleichklang wie … wie bei einer Sinfonie. Allerdings hört sich der Text rauher an. Wenn ich zu den sowjetischen Kollegen sage: „Jagt uns mal 'n paar Knüppel 'rüber!' – dann brauchen wir trotz ihrer angespannten Arbeit für den Plan meist nicht lange zu warten. Die zu Knüppeln geformten Rohlinge kommen angesaust, und wir können beim Einrichten der Bremstrommelanlage weitermachen. Bei Schichtschluß geht auch unser Blick zu dem Stern, der durch sein Aufleuchten in der Halle die Planerfüllung anzeigt.

Allgemein gesagt: Die sowjetische Schwarzmetallurgie wurde zur „Universität der Praxis" für unsere jungen Konstrukteure und Forscher. 29 Walzstraßen wurden bisher aus Magdeburg geliefert. Dabei hat sich die Leistungsfähigkeit der Anlagen vervielfacht. Betrug die Endwalzgeschwindigkeit der ersten Straßen noch 12 bis 30 Meter in der Sekunde, so sind jetzt für das Drahtwalzwerk Rybniza 80 bis 100 m/s projektiert. Selbstverständlich heute mit Prozeßsteuerung auf mikroelektronischer Grundlage.

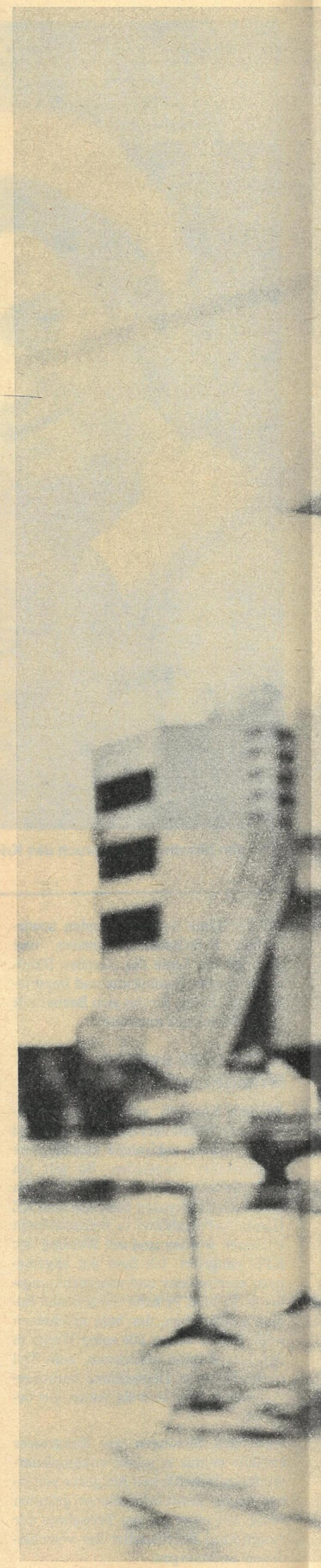
Der zweite Abschnitt der Walzstraße, die Drahtstraße, nähert sich dem Anfahrtermin, ich denke darüber nach, ob das wohl mein letzter mehrjähriger Einsatz war. In Weimar aber bereitet Michael Häublein, seinerzeit Inbetriebnahmeleiter und Parteisekretär unserer Truppe (das Andenkenfoto zeigt ihn mit Frau und Kindern am Roten Platz), ein Großvorhaben vor: Er ist Auftragsleiter für das Erzaufbereitungskombinat, das bei Kriwoi Rog entstehen wird. Vollmontage von 35 000 Tonnen Ausrüstungen durch VEB Spezialmontagen Weimar gegenüber den „bescheidenen" 8000 bei uns in Moskau. Das nenne ich eine Stafette …



VEB Spezialmontagen Weimar: Hervorgegangen aus einem kleinen Handwerksunternehmen, entwickelte sich der Betrieb zu einem leistungsstarken Auftragnehmer im Bereich des Schwermaschinen- und Anlagenbaus – 1200 Betriebsangehörige, seit 1969 im Kombinat VEB Schwermaschinenbau „Ernst Thälmann" Magdeburg (SKET) – intensive Zusammenarbeit mit Montagebetrieben der UdSSR, der Ungarischen Volksrepublik und der Volksrepublik Polen – Montage von Einzelmaschinen und technologischen Linien in dreißig Ländern auf vier Kontinenten.

Noch als SAG-Betrieb erhielt das „Ernst Thälmann"-Werk einen ersten Großauftrag über 15 Zementfabriken für die Sowjetunion – unter Anleitung sowjetischer Konstrukteure begann die Projektierung von Walzwerkseinrichtungen; heute werden auf Walzstraßen des Zeichens SKET siebzehn Prozent der sowjetischen Walzstahlproduktion hergestellt.

Foto: Volker Billeb



Der zweite Ausweis

Er ist dann doch zu Romm gegangen

Regisseur Elem Klimow

Ein ernster Mensch ist er, der gern lacht. Ein Name, der schon vielen etwas bedeutet: Elem Klimow, der Regisseur. Früher gehörte noch ein Name dazu: Larissa Schepitko, die Regisseurin und Klimows Frau bis zu jenem unglücklichen Tag des Jahres 1979, an dem sie und einige andere Mitarbeiter ihres Drehstabes bei einem Autounfall den Tod fanden. Kurz zuvor hatte die junge Frau mit ihrem preisgekrönten Film „Der Aufstieg" international Aufsehen erregt. Ihren letzten Film „Abschied" hat Klimow vollendet. Ihr Porträt nimmt heute in seinem Wohnzimmer den Ehrenplatz ein. Rosen stehen davor. Wer ihn erzählen hört, weiß auch ohne neugieriges Fragen: Das Bild Larissas bewahrt er nicht nur an der Wand...

Es gibt Leute, die halten Klimow für einen schwierigen Charakter. Er kann sehr lakonisch sein, wenn er meint, die Inkompetenz erhebe zudringlich ihr Haupt! Sein Blick ist genau – auf die Leute seines Umgangs, auf die Fragen des Heute. Die Forderungen, die er an sich und seine Arbeit stellt, sind hoch. Soll er da anderen unnötigen Kredit einräumen für Seichtigkeit, für Durchschnitt? Sein „Geh und sieh!" (FW 16/85) war auf dem 14. Internationalen Filmfestival in Moskau die überragende Filmleistung. Klimows überzeugende künstlerische Aufarbeitung eines großen, menschheitsgeschichtlichen Themas war bündige Abrechnung mit dem Hitlerfaschismus und gleichermaßen zeitlos-gültige Mahnung an uns Heutige, den Frieden zu bewahren.

„Ich hatte kein Recht, einmal zu sterben, ohne diesen Film gemacht zu haben", sagt er. „Dieser Krieg war die größte Tragödie, die mit unserem Volk geschah, und ich glaube, auch mit dem deutschen Volk. Dieser Krieg war die größte, tragischste Erfahrung der bisherigen Geschichte, und die Geschichte ist der größte Lehrer. Die wichtigsten Lehren der Geschichte dürfen nicht vergessen werden."

Aus seiner Heimatstadt Stalingrad wird 1942 ein achtjähriger Junge mit seiner Mutter evakuiert: Elem Klimow. Als er auf der Wolga fährt, zieht vor seinen Kinderaugen die ganze langgebaute, jetzt brennende Stadt vorbei. Der Vater bleibt, sie zu verteidigen. Im Wortsinn eingebrannt hat sich diese Kindheitserinnerung Klimows Gedächtnis. Die Bilder aus der Zeit davor sind verblaßt: der friedliche Alltag der Familie des Kraftwerkarbeiters German Stepanowitsch Klimow, das Leben in der kleinen Siedlung, das Haus, der Hof. Nach dem Krieg kehren Mutter und Sohn aus dem Ural in das zurück, was von Stalingrad noch da ist. Leichenberge, Trümmer, Hunger, Leid sieht der Junge. Der Wiederaufbau wird von seinem Vater mitgeleitet, inzwischen ist er als Sekretär des Stalingrader Stadtkomitees der KPdSU eingesetzt. Allmählich normalisiert sich auch das Leben der Klimows. Sie beziehen eine neue Wohnung im wiedererrichteten Stadtzentrum, die Schule wird zu Ende gebracht. Was soll der Junge werden? Flugzeugkonstrukteur, meint der Vater, und sein Sohn befolgt den Rat.

„Jeder Mensch ist anders, der eine findet sich früher, der andere später. Bei Larissa Schepitko", erinnert sich Klimow, „war das so: mit sechzehn Schulabschluß, danach Studium und Filmregie. Ein Weg, wie mit dem Lineal gezogen!" Bei ihm war es nur dem energischen Einspruch der Eltern zu danken, daß er nicht schon anderthalb Jahre vor dem Hochschulabschluß

am Moskauer Luftfahrt-Institut das Handtuch geworfen hat. Aber ein Charakterzug trat damals schon deutlich hervor – andere würden vielleicht zielstrebig oder beharrlich dazu sagen, doch da er es selber so sieht, mag es ruhig hier stehenbleiben – er ist stur. Er wollte zum Film. Und natürlich zu Romm.
Zur dritten, der entscheidenden Aufnahmeprüfung steht er vor dessen Kommission und – fällt durch. Dabei hatten Wohlmeinende ihn gewarnt. An Romms Lieblingsbuch „Krieg und Frieden" käme keiner vorbei. Romm kenne es auswendig und erwarte dies gleichermaßen von jedem, der in seinen Augen als Mensch und eine Prüfung bestehen wolle. So ergab sich folgender Dialog: „Wo hat sich Natascha Rostowa mit dem verwundeten Andrej Bolkonski getroffen?" Klimow: „In einem Zelt, glaube ich." „In was für einem Zelt?" „In einem Sanitätszelt." „Und wo stand dieses Sanitätszelt?" „Im Moskauer Gebiet." „Wo bitte genau?" Klimow wußte es nicht. Als er doch noch auf-Mitischtschi kam, half ihm das nicht mehr. Klimow lernte bei einem anderen.
Erst nach seinem Diplomfilm „Herzlich willkommen, oder: Fremden Zutritt verboten", nachdem Romm ihn sich angesehen und Klimow persönlich eingeladen hatte, in seiner Arbeitsgruppe mitzutun, ist er dann zu ihm gegangen. Es war der Beginn einer langen intensiven und fruchtbaren Freundschaft. Bevor Michail Romm starb, hat er testamentarisch verfügt, daß Klimow und ein anderer Meisterschüler seinen letzten Film vollenden. Die „Arbeitsgruppe Romm" gibt es übrigens heute noch bei Mosfilm. Sie trägt die Nummer 3 und ist eine von insgesamt sechs Arbeitsgemeinschaften, von denen jede sechs bis sieben Szenarien im Jahr produktionsreif macht – in enger Zusammenarbeit von Szenaristen, Dramatikern, Regisseuren. Sie wird nun von Juli Raisman geleitet, und noch heute ist Elem Klimow Mitglied dieser Gruppe.
Es scheint, als habe das Schicksal Elem Klimow zugedacht, die Werke der Menschen, die er am meisten liebte, zu vollenden. Sich dabei in ihre Gedanken- und Gefühlswelt einzuleben, das, sagt er, gehöre zu seinen schmerzlichsten Erfahrungen und zugleich tiefgreifendsten Erlebnissen. Ein Prozeß, der den Künstler Klimow reifen ließ, der aber auch Wunden schlug, deren Narben sichtbar sind bis heute. Es sollte wissen, wer sich einen Klimow-Film ansieht…
„Geh und sieh!" – schon 1977 war alles bereit für diesen Film. Ales Adamowitschs Anthologie „Ich aus dem Feuerdorf" lag druckreif vor. Eine große Anzahl Augenzeugen barbarischer Naziverbrechen war befragt, ein Berg historischen und dokumentarischen Materials gesichtet. Lange Überlegungen, bekennt Klimow, gab es für die Musik des Schlußteils. Bewußt habe er sich schließlich für Mozarts Requiem in d-Moll, ein Stück klassischen deutschen kulturellen Erbes entschieden. „Doch dann," sagt er schwer, „kam die Tragödie mit Larissa."
Nun aber sei der Film da!
Gelernt hat er vor allem an Romm, Raisman, Fellini und Schepitko. Doch mit den Vorbildern sei das so eine Sache. Bloßes „Nachbild" zu sein, ist ihm nicht möglich. Vorbilder, Lebens- und Kunsterfahrungen werden von ihm verarbeitet; schwer dann zu sagen, was von wem ist. Es ist von ihm!
Nach diesem letzten Film, müsse es ihm da nicht schwerfallen, einen neuen zu machen?
Dies sei Larissa mit „Aufstieg" ebenso gegangen, hält er dagegen. Es fällt das Wort von einem Dostojewskistoff, von den „Dämonen". Aber auch über das Wichtige werde er weiter sprechen: „Es gibt zwei Arten von Bewußtsein, das hohe geschichtliche und das Alltagsbewußtsein", sagt er. „Zu häufig überlagert, verdrängt das Alltagsbewußtsein das Bewußtsein von den großen Zusammenhängen – woher wir kommen und wohin wir gehen. Deshalb träume ich weiter davon, mit großen Themen ein großes, verständnisvolles Publikum zu erreichen."

Jürgen Geitner (Text)
Valerie Gende-Rote (Fotos)

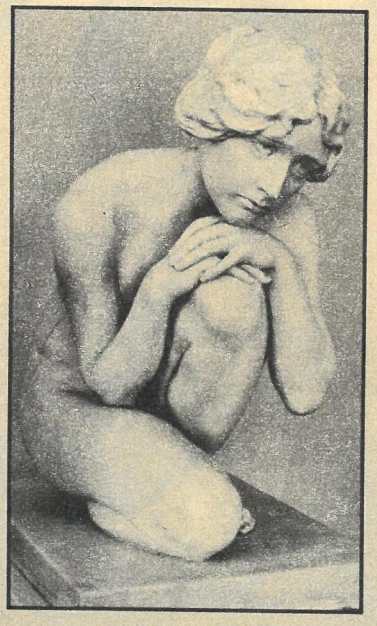
Rosen vor Larissas Bild

Dreharbeit zu „Geh und sieh!"

Dieser buntfarbige freche Stil

Petrodworez zeigt in Sanssoucis Römischen Bädern „Kunst um 1900“

Geschmeidigkeit: „Sklavin“ heißt die Statue aus der Kaiserlichen Porzellanmanufaktur Petersburg. Der Jugendstil drückte sich in Plastik, Malerei, Grafik ebenso aus wie in den angewandten Künsten.



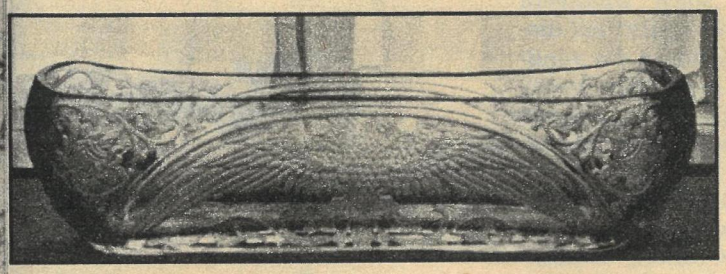
Idylle in Kristall: Eine Vase von Ludwig Moser & Söhne, Karlsbad, um 1900. Das farblose böhmische Glas ist geätzt und zart bemalt.

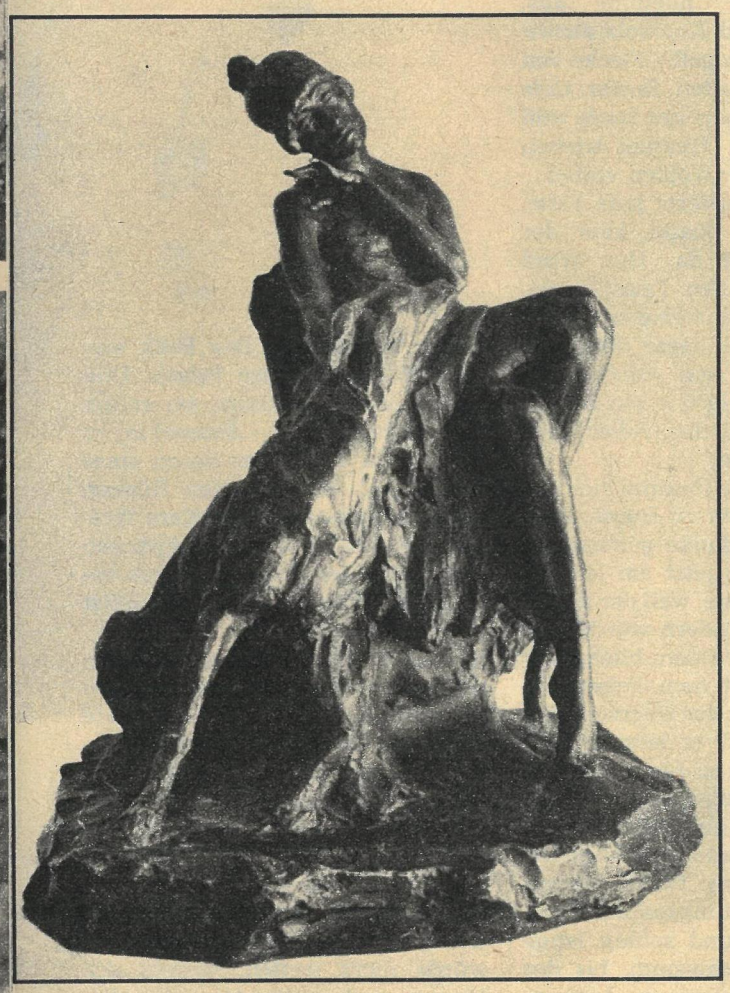
Seide, Spitze, Elfenbein: Der neue Stil äußerte sich auch in der Kleidermode. Universelle Künstler entwarfen Ensembles, die von der Architektur eines Hauses über sein Interieur bis zur Garderobe ihrer Besitzer reichten.

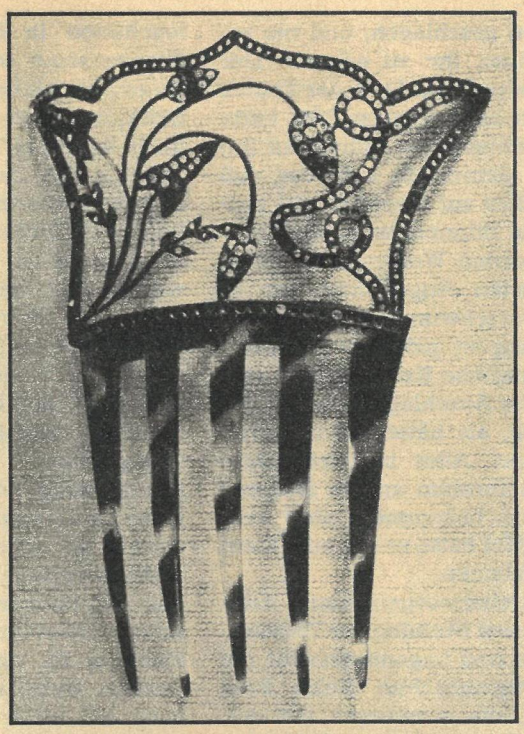
Art Nouveau: Nancy war ein Zentrum des französischen Stils 1900. Der Krug von Daum Frères, farbloses Glas und Silber, kam von dort nach Peterhof.

Nachwirkungen: „In Träumen“ nannte der Bildhauer Gleb Derushinski seine Bronzeplastik, 1917 entstanden, als der weltweite Triumphzug des Jugendstils schon vorüber war (Foto unten).

Prunkvase: Eine flache gläserne Schale für Blumenarrangements







Schmuckstück: Der Stil Moderne wurde wesentlich von Ideen geprägt, die aus den Werkstätten der Kunst- und Industrieschulen kamen, wo man auch mit neuen Materialien experimentierte. Kunststoff, Straß und Metall wurden in der Stroganowschen Kunstindustrieschule Moskau zu diesem phantasievollen Kamm verarbeitet.

Vitrine: Gläser, Karaffen, Krüge, Pokale der Luxusfirma Karl Fabergé Petersburg und des Kaiserlichen Glaswerks.

Quellen: Der Stil Moderne schöpfte auch aus der russischen Volkskunst. Ein Porzellangefäß nach altem Muster aus der Manufaktur Kusnezow (Foto unten).

Der Jugendstil stand nicht immer in bestem Ruf. Bei seinem Aufkeimen verwünscht und verflucht, nach seiner Blüte der Lächerlichkeit ausgesetzt, wie alles, was gestern Mode war, feierte er eine kurze rauschhafte Hoch-Zeit um die Jahrhundertwende. Erst der Blick aus dem Abstand Dutzender Jahre ließ ihm Gerechtigkeit widerfahren. Ausgeklügelte Feinheit, Zartheit, Leichtigkeit trugen ihm das Entzücken seiner Liebhaber ein. Neuerergeist in allen bildenden Künsten, Suche nach neuen Formen und Materialien, Gebrauch moderner Technik als Mittel künstlerischer Produktion und oft verkannte Pionierdienste an Kunst und Architektur folgender Jahrzehnte ließen ihn in der Achtung der Kunstwissenschaftler steigen. Namen wie Gallé, Tiffany, Klimt, Mucha, Daum Frères sind heute nicht nur Kennern geläufig. Art Nouveau, Modern style, Sezession, Jugendstil sagt man und denkt an Frankreich, England, Österreich, Deutschland. Wer sagt „Stil Moderne“ und denkt an Rußland?

Über die Laubengänge der Römischen Bäder rankt Wein und reift dem kleinen Erntevergnügen im Herbst entgegen. Der idyllische Winkel im Park von Potsdam-Sanssouci, abseits der großen Palais und französischen Gartenanlagen, verheißt dem müden Spaziergänger Ausruhen inmitten klassizistischer Gediegenheit, dem Kunstbeflissenen darüber hinaus in jedem Jahr von Mai bis Oktober ausgesuchte Sonderausstellungen im von Schinkel und Persius erbauten Gärtnerhaus. „Kunst um 1900“ aus den Sammlungen der Schloßmuseen und Parke Petrodworez ist es in diesem Sommer. Eine solche Ausstellung stand ganz oben auf dem Wunschzettel der Mitarbeiter der Staatlichen Schlösser und Gärten Potsdam-Sanssouci an ihre Leningrader Kollegen. Seit man vor vierzehn Jahren einen Freundschaftsvertrag schloß, reisen nicht nur Museologen, Kunstwissenschaftler und Denkmalpfleger hin und her. Man macht sich auch durch Ausstellungen miteinander bekannt: russisches Porzellan, russische Architektur, Ansichten aus Peterhof hier, Aquarelle des Biedermeier, Potsdam in der Grafik des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, Plastik der Schinkelzeit dort. Eine erste gemeinsame Schau – Kunstwerke, die die Zarenfamilie und das preußische Königshaus einander zum Geschenk machten und die das Kunstschaffen einstmals gegenseitig beeinflußten – wird vorbereitet.

„Und überall erschien der buntfarbige freche Stil“, begrüßte einst ein Brjussowsches Gedicht das Auftauchen des Jugendstils, des „Stil Moderne“, wie er im Russischen genannt wird. Frech mutet er uns heute kaum noch an – da hat uns die Kunst späterer Jahrzehnte an anderes gewöhnt. Doch verführerisch in seiner schillernden Buntheit ist er noch immer. Hundertsiebzig erlesene Stücke der russischen, mittel- und westeuropäischen Kunst um 1900 zeigen nationale Eigenarten des Stil Moderne wie Gemeinsamkeiten mit dem Jugendstil anderer Länder. Und sind ein Vergnügen beim sommerlichen Spaziergang zwischen Neuem Palais und Charlottenhof.

Constanze Treuber (Text)
Mahmoud Dabdoub (Fotos)

Der bulgarische Schriftsteller Emiljan Stanew (1907–1979) machte in den dreißiger und vierziger Jahren mit feinsinnigen Jagd- und Tiergeschichten und Erzählungen aus dem Alltag der Kleinbürger in der Provinz von sich reden. Er war Kenner und scharfer Beobachter der Natur und der Menschen, die von und mit ihr leben, und blieb bis ins hohe Alter ein leidenschaftlicher Jäger. Sein Romanwerk setzt sich mit Umbruchsituationen in der bulgarischen Geschichte auseinander. Die Erzählung „Der Steinbock" erscheint demnächst im Verlag Neues Leben in der Anthologie „Die Tigerklaue".

Vor Jahren lebte auf den hohen felsigen Gipfeln des Dshendema eine Herde wilder Ziegen. Sie wurde geführt von einem großen Steinbock mit dunklem Rücken und großen schwarzen wie Haken gebogenen Hörnern. Wenn der Bock eine Gefahr bemerkte, pfiff er durch die Nase, und die wilden Ziegen verschwanden in toller Flucht in den schrecklichen Schluchten des Dshendema.

Der Pomake* Kara Ibrahim kam einen Tag um den anderen in diese Gegend wildern. Vor Morgengrauen verließ er seine Hütte, einen Ziegenhaarsack unter dem Arm, Klettereisen an den Opanken und auf dem Rücken einen am Gürtel befestigten Beutel. Darin hatte er ein Stück Brot, eine Zwiebel und ein paar Patronen. Sein Gewehr, einen alten türkischen Mauser, versteckte Kara Ibrahim stets in verschiedenen Felsspalten. Mit diesem Gewehr lag er hoch oben in den steil zerklüfteten, unzugänglichen Wänden des Dshendema auf der Lauer. Kara Ibrahims Herz war gesund, niemals wurde ihm schwindlig, seine Füße trugen ihn leicht und sicher über die gefährlichsten Pfade, und seine Augen waren wie die des Adlers. Es genügte, daß er die Hand über den Augen an die Stirn legte, leicht den Kopf hin und her drehte und den Blick über ein paar ferne Felsen schweifen ließ, um die Wildziegen zu entdecken. Auf einer Felsplatte liegend, waren sie schwer auszumachen, aber Kara Ibrahim hatte ein geübtes Auge und täuschte sich selten. Auf Schleichpfaden umging er die Herde, überraschte sie, und der dünne Knall des Mausers hallte, vom Echo zwei-, dreimal wiederholt, durch das Gebirge.

Selten geschah es, daß die Ziege, auf die er gezielt hatte, nicht hochsprang und auf den Rücken fiel. Kara Ibrahim schleifte sie zu einer bequemeren Stelle, zerlegte sie in kleine Teile, steckte Fleisch und Fell in den Sack und trug es bei Dunkelwerden nach Hause. So schoß er die ganze Herde ab. Nur der Steinbock kletterte als letzter noch auf den unzugänglichen Gipfeln herum.

Wegen dieses Bocks hatte Kara Ibrahim sich schon viele Tage um die Ohren geschlagen, und nie gelang es ihm, ihn zu erlegen. Der Steinbock paßte auf wie der Teufel, und noch kein einziges Mal hatte Kara Ibrahim einen Schuß auf ihn abgeben können. Es kam vor, daß er irgendwo auf einem Gipfel zwischen den dünnen, wie Nebel vorüberziehenden Wolken auftauchte. Im nächsten Augenblick war er wieder verschwunden. Ein andermal sprang er plötzlich irgendwo hervor, und ehe Kara Ibrahim sein Gewehr im Anschlag hatte, war der Bock weg, als hätte ihn die Erde verschluckt. Alles in allem hatte ihn Kara Ibrahim an die zehnmal zu Gesicht bekommen, aber kein einziges Mal hatte er ihn aufs Korn nehmen können.

Eines Oktobermorgens stand Kara Ibrahim zwei Stunden vor Tagesanbruch auf und begann sich für die Jagd fertigzumachen. Seine Frau Hatidshe, die zusammen mit den drei Kindern auf dem Fußboden schlief, schlug die Augen auf und sah ihn in der verräucherten, säuerlich riechenden Stube herumwirtschaften. Kara Ibrahim nahm die Steigeisen vom Wandbrett, die Patronen und den Tabakbeutel, steckte Brot in seinen Sack und wollte hinausgehen. „Wo gehst du hin, Ibrahim?" fragte Hatidshe, obwohl sie sehr gut wußte, daß er auf die Jagd ging.

„Ich gehe den Steinbock schießen", entgegnete Kara Ibrahim leise, um die unter der Decke schlafenden Kinder nicht zu wecken. „Heute nacht hat mir Allah einen schönen Traum gesandt. Ich habe geträumt, daß ich den alten Satan erlegt habe, und heute werde ich ihn ganz bestimmt erwischen."

„Ach, Ibrahim, durch deine Jägerei sind wir die ärmsten Leute im ganzen Viertel. Der Hofzaun ist schon seit vorigem Jahr eingefallen, wir haben weder Mehl noch Holz im Haus, und der Winter kommt", sagte Hatidshe, aber Kara Ibrahim hörte sie gar nicht bis zu Ende an, griff nach seinem Ziegenhaarsack und machte sich auf den Weg zum Dshendema, dessen düstere Grate sich in dem noch dunklen Himmel verloren.

Als es hell wurde und der Dshendema mit seinen bläulichen Schluchten und den an den Spitzen von der Sonne beschienenen weißen Gipfeln zu leuchten begann, gelangte Kara Ibrahim zu der Stelle, wo er sein Gewehr verbarg. Er zog es aus dem Felsspalt, wischte den Lauf mit der Handfläche ab und stieg die linke Wand einer Klamm hinauf. Unten schäumte zwischen gewaltigen Felsblöcken das Wasser, aber sein Tosen war nicht zu hören, weil ein starker Wind wehte. Mit gesenktem Kopf ging Kara Ibrahim gegen den Wind an – schlank, leicht, ein wenig in den Schultern gebeugt. Das Ende seines schmutzigen Kopftuchs flatterte wie ein Schmetterlingsflügel. Unter dem Kopftuch leuchteten in hartem, gläsernem Glanze seine scharfen hellgrauen Augen. Er kletterte auf einen Felsblock, der einer riesigen Pelzmütze glich, legte das Gewehr neben sich, streckte sich flach auf dem Bauch aus und suchte mit dem Blick sämtliche Felsplateaus und Falten hinter dem Bach sorgfältig ab. Er wußte, daß bei solch windigem Wetter der Steinbock nicht auf dieser Seite liegen, sondern die windgeschützte Wand gegenüber bevorzugen würde. In diesem Engpaß hatte ihn Kara Ibrahim am häufigsten gesehen.

Die in kalte Schatten getauchten Felsen auf der anderen Seite sahen wie riesige, ohne Ordnung übereinandergeworfene Ungetüme aus. Hie und da stand Knieholz dazwischen, hoben sich gelbe Flecke von Flechten ab, klafften finster tiefe Spalten. Unten toste der Bach, und hoch am blauen Himmel trieben zerfetzte, fransige Wolken vorbei.

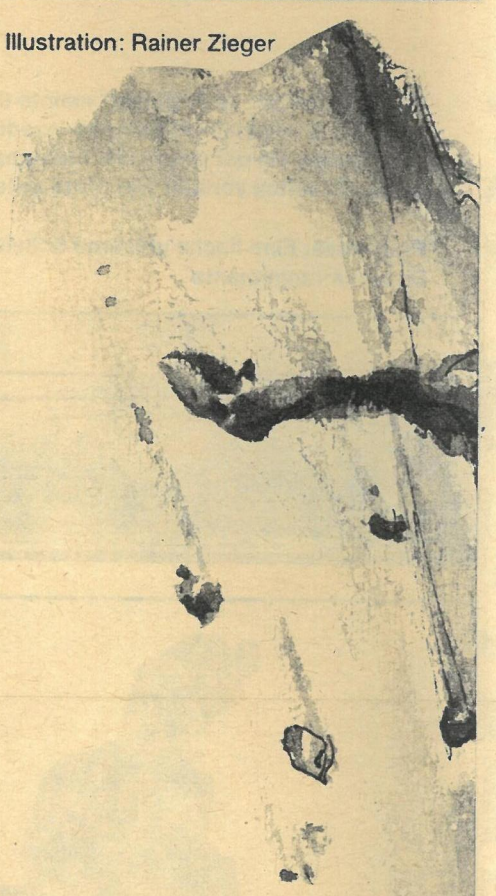
Kara Ibrahim musterte jede Falte, jede Senke und Platte, aber der Bock war nicht da. Der Wind heulte in der engen Felsschlucht, prallte gegen die steinerne Brust des Gebirges und fegte über den Grat, über dem ein Adler seine Kreise zog. Winzig wie ein Strichlein verschwand der Adler zwischen den Wolken.

Sonst blieb Kara Ibrahim bei solchem Wetter lieber zu Hause, aber ihm war der Gedanke gekommen, daß er den Bock jetzt am leichtesten erjagen konnte, weil der starke Wind das Tier hindern würde, gut zu hören. Kara Ibrahim blieb noch ein Weilchen auf dem Felsen liegen, und als er zu der Überzeugung gelangt war, daß es keinen Sinn habe, länger hier zu hocken, kroch er auf die windgeschützte Seite vom Felsen, um eine Zigarette zu rauchen. Er zog einen Lederbeutel mit geschnittenem Tabak hervor, drehte aus Zeitungspapier eine dicke Zigarette und schlug lange mit dem Feuerschwamm, bis der Schwamm zu glimmen begann. Hinter dem Felsen war es windstill, die Sonne durchwärmte seinen geflickten Rock und machte auch den kalten Lauf des an den Felsen gelehnten Gewehrs warm.

„Ein gerissener Bursche, ein gerissener Bursche, aber ich krieg ihn vor den Lauf, ich krieg ihn... Allah weiß, was er tut", murmelte Kara Ibrahim, sog an seiner Zigarette und ließ den Blick unruhig über die Felsen auf der anderen Seite wandern. Der Traum der letzten Nacht ging ihm nicht aus dem Kopf. Er hatte geträumt, daß er den Steinbock mit einem Blattschuß erlegt hatte, und der Bock hatte ihn, auf dem Rücken liegend, mit seinen widerlichen gelben Augen angesehen und mit menschlicher Stimme etwas zu ihm gesagt.

Auf einmal fuhr Kara Ibrahim zusammen, sein hageres, von gelblichen Bartstoppeln bedecktes Gesicht erhellte sich, in seinen Augen

Illustration: Rainer Zieger



blitzte Freude auf. Der Bock war dort drüben, auf den Felsen. Und nicht auf den Plateaus, wo er ihn gesucht hatte, nein – diesmal lag er hoch oben, direkt am Saum eines Grats, und ließ sich den Rücken von der Sonne wärmen. Kara Ibrahim hatte es an einem Aufglänzen bemerkt – der Bock hatte sich bewegt, sein Rücken hatte aufgeblitzt und ihn verraten.

Kara Ibrahim rauchte, bis die Zigarette seine dünnen, blassen Lippen verbrannte. Sein Blick wanderte über jede Geländefalte auf der anderen Seite; er zeichnete Schritt für Schritt den Weg vor, auf dem er den Bock anschleichen würde. Sein Verstand arbeitete schnell, aber ruhig. Von hier zu schießen hatte keinen Sinn, die Entfernung betrug wenigstens tausend Meter; er würde nicht treffen, obwohl der Mauser auch weiter trug. Auf dieser Seite weiterzugehen bis er auf gleicher Höhe mit dem Bock war, wäre dumm gewesen – der Bock hätte ihn sofort bemerkt. Blieb nur eine Möglichkeit: umzukehren, den Bach zu überqueren, einen weiten Bogen zu schlagen und sich auf die andere Seite an ihn heranzupirschen. Dieses Vorgehen war gut, hatte aber auch einen Nachteil: Kara Ibrahim würde den Wind im Rücken haben, und der schlaue Bock konnte Witterung von ihm bekommen. Kara Ibrahim beschloß, nicht in Richtung des Windes zu gehen, sondern quer dazu, indem er die Felsen an der schwierigsten, dafür aber zum Anschleichen günstigsten Stelle erklomm.

„Nun, mit Allahs Hilfe", sagte er, nahm das Gewehr, stieg hinunter zum Bach, watete hindurch und wurde naß, schenkte dem aber keinerlei Bedeutung. Dann begann Kara Ibrahim langsam die Felsen

Der Steinbock

Emiljan Stanew

hinanzusteigen. Er mußte sich leise bewegen, auf sichere Stellen treten, damit unter seinen Füßen keine Steine hinunterrollten. Den ganzen Dshendema hatte er durchstreift, aber es wäre ihm nie in den Sinn gekommen, daß er einmal durch die Felsen klettern würde, weil sie unbezwingbar aussahen. Kara Ibrahim kroch mit den Steigeisen an seinen Opanken auf allen vieren, und wenn er an einem Abgrund entlang mußte, breitete er manchmal die Arme aus, umfing den kalten Fels und schob sich Zentimeter für Zentimeter vorwärts. So legte er die Hälfte der Entfernung zurück, die ihn von dem Steinbock trennte. Endlich war er, wie vorausberechnet, auf Schußweite herangekommen. Der Bock war nicht mehr weit – es trennte sie nur noch ein schmaler, gezackter, schartiger Grat, und Kara Ibrahim brauchte nur noch da hinaufzukriechen und würde ihn sehen. Kara Ibrahim erwartete diesen Augenblick mit Leidenschaft, aber auch mit Angst. Er konnte nicht wissen, ob ihn der Bock nicht bemerkt hatte. Lautlos und ohne zu schnaufen, kroch er wie eine Katze den Grat entlang, fand den niedrigsten Punkt, wo er den Kopf darüberstecken konnte, und lugte, mit angehaltenem Atem und von einem Schauer überrieselt, hinüber. Der Bock war am Rande des Felsens, etwa hundert Meter vor ihm. Er lag zwischen zwei Steinblöcken, so daß nur die Mitte seines Körpers und der Kopf mit den schwarzen, zurückgebogenen Hörnern zu sehen war.

Kara Ibrahims Herz pochte wie ein Hammer, sein Blut wallte vor Freude auf, und in seinen Augen blitzte es vor raublüsterner Erregung. Allah weiß, was er tut, dachte er und begann, indem er nur die dünne Mündung des Mausers durch eine Kerbe im Grat schob, zu zielen. Zuerst richtete er das spitze Korn auf den Kopf des Bockes, zögerte aber. Der Kopf gab ein zu kleines Ziel ab, er konnte fehlschießen. Besser war es, den Körper zu nehmen. Kara Ibrahim richtete das genau in der Kimme des Visiers liegende Korn sorgfältig auf den hellbraunen Fleck, der deutlich zwischen den beiden Steinblöcken zu sehen war, atmete ein, der schwere Mauser schlug gegen seine Schulter und schnellte nach oben. Der Morgenwind erstickte den Schuß irgendwo in der Klamm. Der Bock sprang auf, das kurze Haar auf seinem Rücken flatterte, und er stürmte in rasender Flucht davon, Kara Ibrahim traute seinen Augen nicht.

Er sprang über den Grat und lief zu der Stelle, wo eben noch der Steinbock gelegen hatte. Zehn Meter weiter war das Gestein mit Blut bespritzt.

„Der Traum kann nicht täuschen", flüsterte Kara Ibrahim und folgte verbissen der blutigen Spur. Sie führte schräg in eine Schlucht. Die Örtlichkeit war feucht, schattig und dunkel, die Felsen fielen fast senkrecht zum Bach ab, und nur auf halber Höhe, wo eine tiefe Einbuchtung war, einem zerbrochenen Topf vergleichbar, lief ein schmales, ebenes Band. Unter den Felsen zog sich blau die Steilwand hin, auf der hie und da wie grüne Tupfen Flechten wuchsen. Kara Ibrahim erreichte die Schlucht und sah, daß die blutige Spur zum anderen Ende weiterführte. Er wußte, daß hinter der Schlucht die Felsen in ein tiefes, einem Krater ähnliches Loch abfielen, auf dessen Grund ein See glänzte. Nach der Blutspur zu schließen, konnte der Bock nicht weiter als bis zu dem See kommen, und da ringsum alles kahl war, würde er ihn leicht finden. Er mußte nur erst durch die Schlucht. Kara Ibrahim verkürzte den Riemen am Gewehr und schnallte es eng an den Rücken, zog den abgeschabten, dünn gewordenen Wikkelgurt straffer, und obwohl er spürte, daß seine Arme und Beine vor Müdigkeit zitterten und ihm vor Ungeduld und Wut der Schweiß ausbrach, begann er in die Schlucht hinabzuklettern. Er hielt sich mit den Händen am Gestein fest, nutzte geschickt jede Spalte und jeden noch so kleinen Vorsprung aus und erreichte schließlich das schmale, ebene Band. Aber das Band hörte ein paar Schritte vor dem anderen Ende der Schlucht an einem vorspringenden gelben Felsen auf. Darunter hatte der Wind dürres Laub zusammengeweht. Kara Ibrahim richtete sich mit zitternden Händen auf und begann, mit den Füßen nach Halt tastend, langsam den Felsen zu umgehen. Die Brust an den Stein gepreßt, schob er sich Spanne für Spanne vorwärts, und als er an die schwierigste und glatteste Stelle des Felsens gelangte, reckte er den Hals und sah, daß sich vor ihm eine kleine dunkle Höhle auftat. Da schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, daß sich der Bock darin verborgen habe, und auf einmal empfand er unbegreifliche Angst. Aber was konnte ihm ein angeschossener Bock tun? Wie konnte er sich vor ihm fürchten? Und er kroch weiter schurrend auf die Höhle zu.

Der Bock war tatsächlich darin. Aus seinem aufgerissenen Bauch lief Blut und hatte unter ihm eine dunkle Lache gebildet. In den vorquellenden, scheuen Augen des Tiers stand Todesangst. Auf den Hinterläufen hockend lauschte es, wie Kara Ibrahim einen halben Meter vor dem Eingang der Höhle keuchte. Seine Flanken bebten, das Haar auf dem Nacken war aufgerichtet. Da klammerten sich die Finger des Pomaken auch schon an einen kantigen Stein neben der Öffnung, und der Bock wich entsetzt in die enge, flache Höhle zurück. Er streckte die Zunge heraus, leckte sich den Bart und schnaubte. Der mit dem schmutzigen Tuch umwundene Kopf Kara Ibrahims erschien vor der Höhle, dann stemmte er das Knie auf die kleine Felsspalte und schickte sich an, hineinzukriechen. Aber der Gewehrlauf blieb am Felsen hängen und behinderte ihn. Da stieß der Bock, ganz von Sinnen vor Entsetzen, einen lauten Pfiff durch die Nase und schoß mit aller Kraft zum Ausgang. Eine graue Masse schlug Kara Ibrahim an die Brust und riß ihn vom Felsen. Er flog in die Tiefe, und während er sich überschlug und hilflos mit den Armen ruderte, sah er, daß sich der Steinbock genauso in der Luft drehte, aber ihm kam es vor, als ob der Bock nicht falle, sondern zum Himmel steige, als schwebe er zu Allah hinauf, während er ihn selbst zu den spitzen Steinen in der Schlucht schickte.

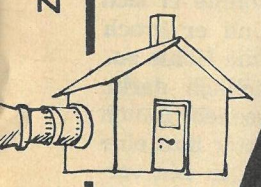
Deutsch von Egon Hartmann

*Pomake – Bulgare mohammedanischen Glaubens

Deutlichkeit ist eine gehörige

Sehnend breit ich meine Arme
Nach dem teuren Schattenbild,
Ach, ich kann es nicht erreichen,
Und das Herz bleibt ungestillt.
Schiller

Duszynski



2 Wochenspruch

Die kunst hat kein feind, denn den, ders nit kan.
altdeutsch

Strelzow, Leningrad

Geblitztes
Alle Kunstgattungen sind gut, mit Ausnahme der langweiligen.
Voltaire

Klicks, der Dauerbelichtungsschneck von Rosanzew

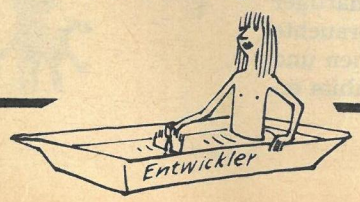
Redaktion: Karin Kopp, Hannes Schreiber; Grafik: Martin Kotsch

Film-riß

Wassil Zonew, Bulgarien

Der Lehrer: „Heute, Kinder, werden wir eine sehr interessante Unterrichtsstunde erleben. Obwohl der zu erarbeitende Stoff etwas kompliziert ist, bin ich überzeugt, daß ihr ihn erfassen und nach intensiven systematischen Übungen die auftretenden Schwierigkeiten überwinden werdet."
(Er nimmt ein Pappkärtchen, auf das eine große 1 gezeichnet ist.) „Hier habe ich eine Zahl, die ihr sicher noch nicht kennt."
Die Schüler (im Chor): „Das ist eine 1!"
Der Lehrer (etwas verblüfft): „Mh... Ehrlich gesagt, das überrascht mich. Aber seht, liebe Kinder, die Tatsache, daß ihr die eben von mir gezeigte Zahl erraten habt, es ist tatsächlich eine 1, war nur ein Zufall. Ich aber will, daß ihr systematische und zielgerichtete Kenntnisse erwerbt, nicht die Frucht zufälliger Beobachtungen, sondern gewissenhafter Arbeit. Diese Zahl ist, wie ihr festgestellt habt, eine 1. Was ist aber eine 1? Sie vertritt in eurer simplen Vorstellung den Begriff: ein Apfel, eine Birne, eine Pflaume. Wir müssen die Zahl nun aus diesem simplen Zusammenhang oder, besser gesagt, aus der vulgären Veranschaulichung herauslösen und vom Standpunkt der Wissenschaftlichkeit betrachten, da sie hier eine ganze Reihe von Funktionen erfüllt, ohne die eine beliebige mathematische Aufgabe nicht gelöst werden kann. Nehmen wir beispielsweise die Zahl: Eine Milliarde fünfhundertdreiundsechzig Millionen dreihundertfünfundzwanzigtausend neunhunderteinundsechzig.
Das ist eine sehr hohe, ich möchte sagen, eine kolossale Zahl. Wenn man sie aber mit dem Exponenten -1 potenziert, dann verwandelt sich diese gigantische Zahl in eine unendlich kleine, fast in ein Nichts. Was für eine Verwandlung! Welch eine gewaltige Metamorphose!
Solch eine Rolle spielt die Zahl 1. Die potentielle Energie dieser Zahl ist der beim Zerfall eines Atoms vergleichbar.
Das ist so unglaublich, als ob man sagen würde, daß die Energie, die in einer Stotinka steckt, ganze Lokomotiven in Bewegung setzt und sie um den Erdball rollen läßt.
Nun werdet ihr sicher nicht mehr an irgendeinen Apfel, eine Birne oder Pflaume denken, sondern an jene gewaltige potentielle Kraft, die in dieser Zahl steckt, mit deren Hilfe es möglich ist, solche phantastischen Verwandlungen zu vollziehen. Hier also ist das Kärtchen mit der Zahl. Sagt mir jetzt, wie diese Zahl heißt!"
Die Schüler (im Chor): „Eine Milliarde fünfhundertdreiundsechzig Millionen dreihundertfünfundzwanzigtausend neunhunderteinundsechzig!"

Übersetzung aus „Krokodil" von F. Pietzonka



Das erste und wichtigste im Leben ist, daß man sich selbst zu beherrschen sucht. W. von Humboldt

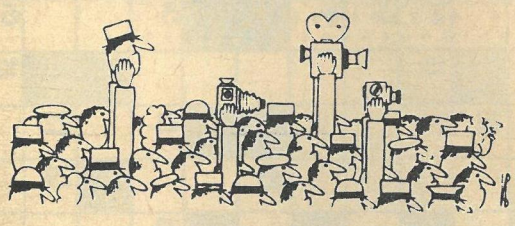
Die unterhaltsamste Fläche auf der Erde für uns ist die vom menschlichen

Verteilung von Licht und Schatten. Goethe Jeder frevelt an dem Schönen, indem er es darstellt. Hebbel

Ein Mensch ohne Lächeln
sollte keinen Laden auftun.
chinesisch

Heute dünn
und morgen dick,
das ist
das weibliche Geschick.
J. Ringelnatz

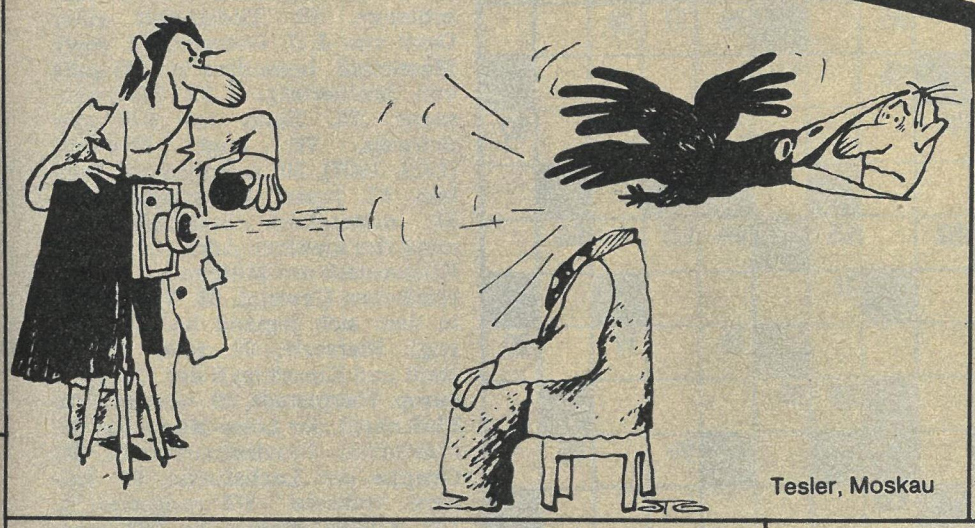
Wut ist der Selbstauslöser
gehüteter Gedanken.



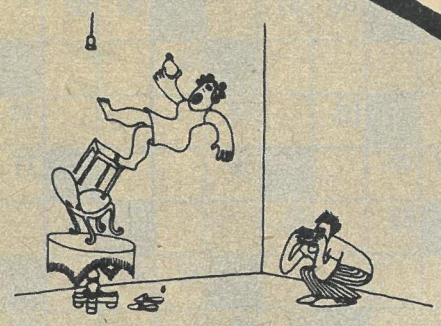
Worobjew, Moskau

Selbstporträt

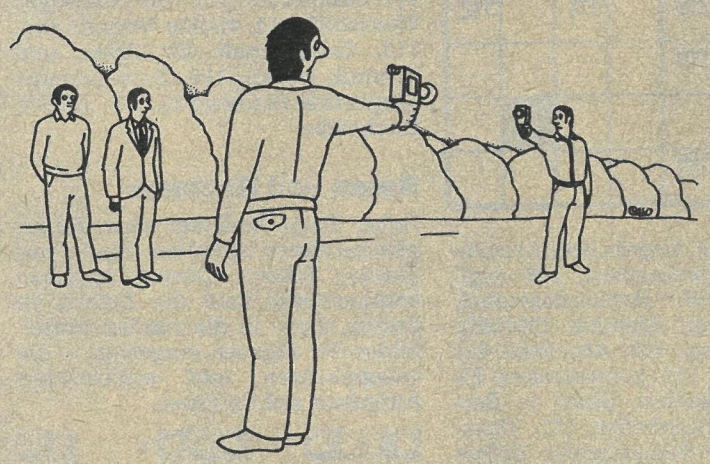
Ein großer Fehler, daß man sich mehr dünkt, als man ist, und sich weniger schätzt, als man wert ist.
Goethe



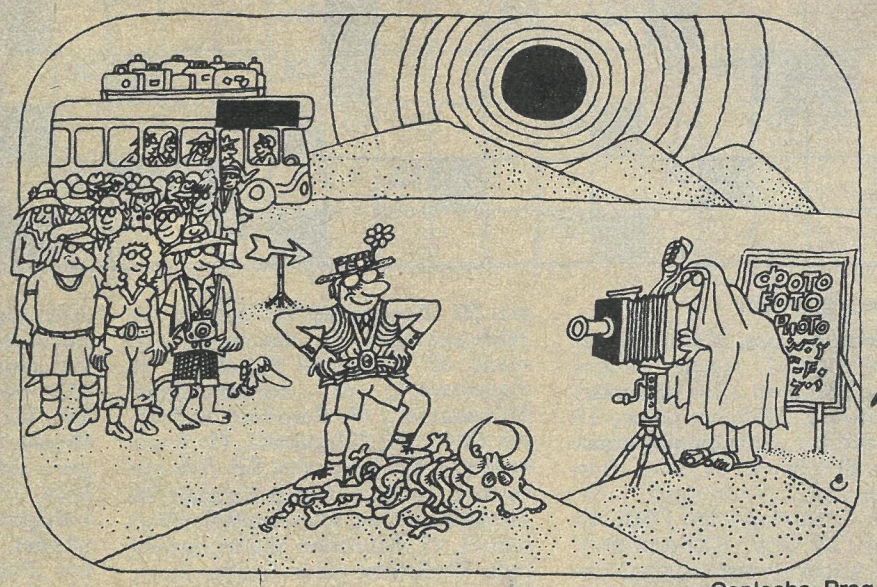
Tesler, Moskau



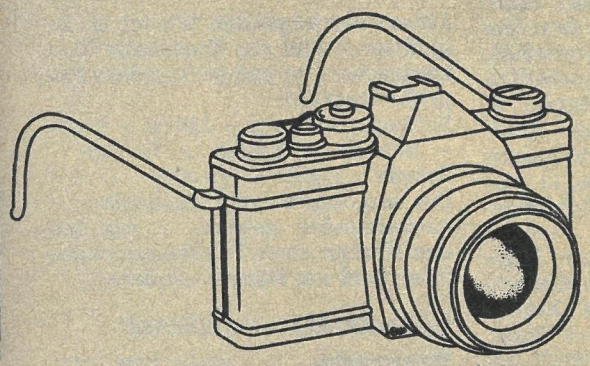
Nekrassow, Moskau



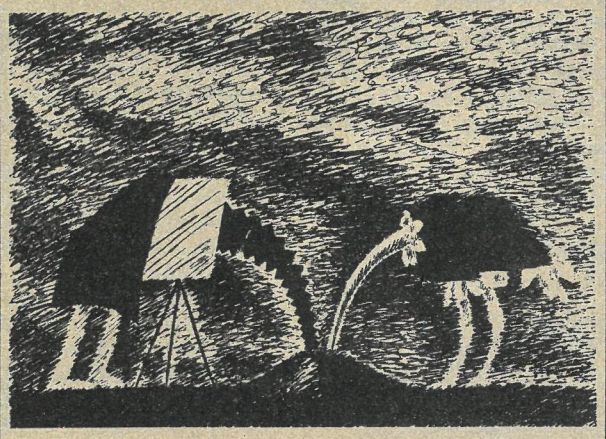
Maistrenko, Leningrad



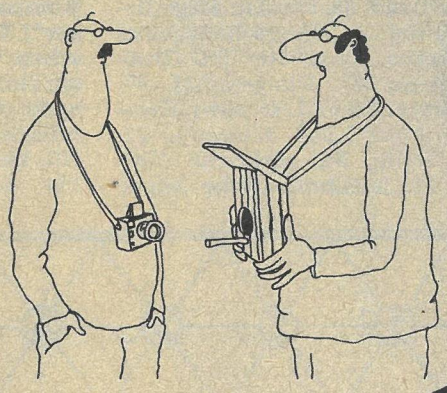
Ceplecha, Prag



Maistrenko



Kopelnizki, Tschernowzy



Steger

Expreß-Foto
So sehen wir
uns wieder?
Schiller

Fotomodelle

Scham schlägt die Augen nieder und – schielt.

Solang eine Frau zehn Jahre jünger als ihre Tochter aussehen kann, ist sie vollkommen glücklich. O. Wilde

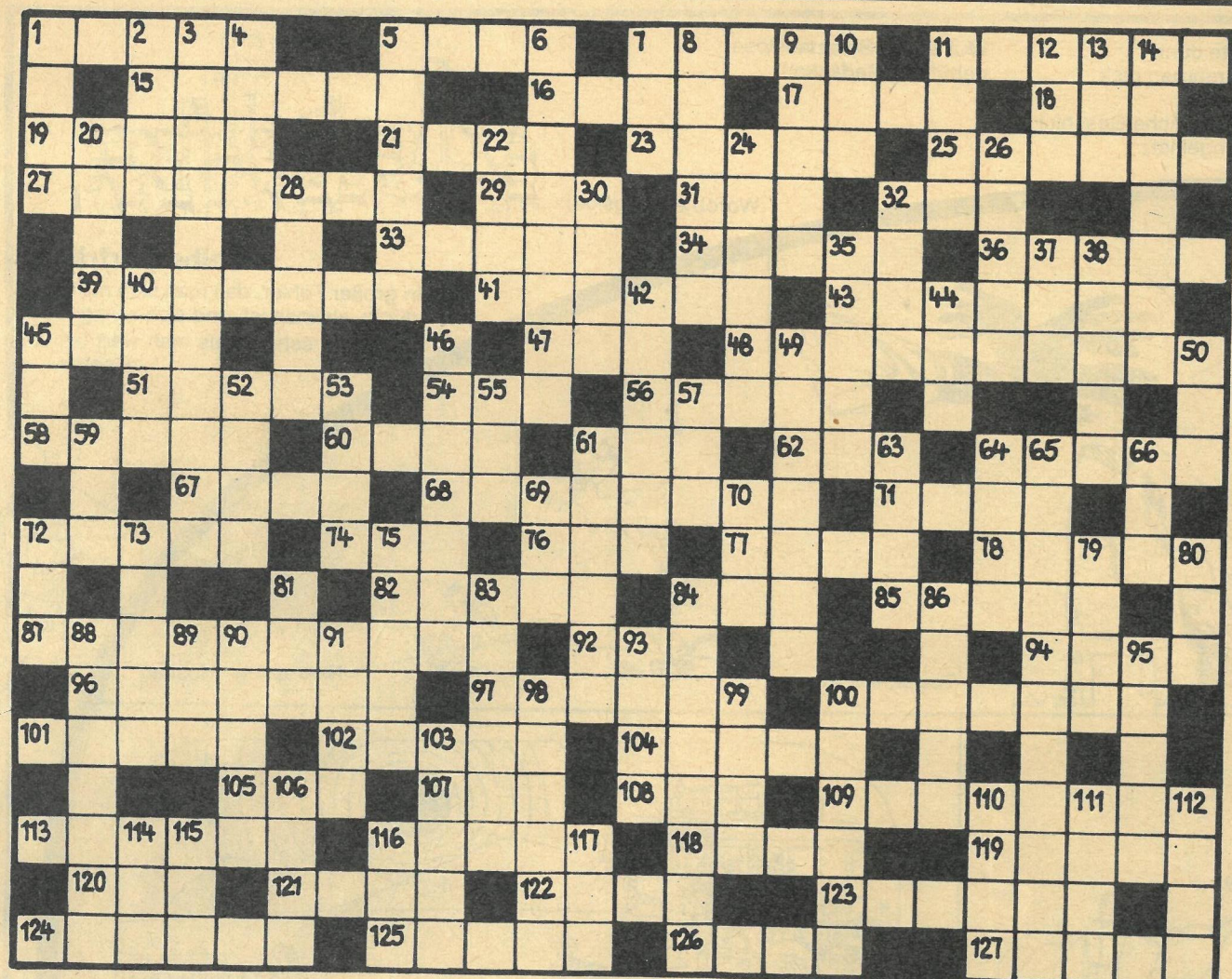
Man kann sich mit der Schönheit nicht verheiraten. Th. Mann

Frauen erscheinen zu schauen, sie erscheinen, damit man sie schaut. Ovid

Es gibt wenig Menschen, die ein gescheutes Gesicht machen können, wenn sie nach der Sonne sehen. Lichtenberg

Gesicht. Lichtenberg Ein schönes Gesicht ist die schönste Augenweide. La Bruyère

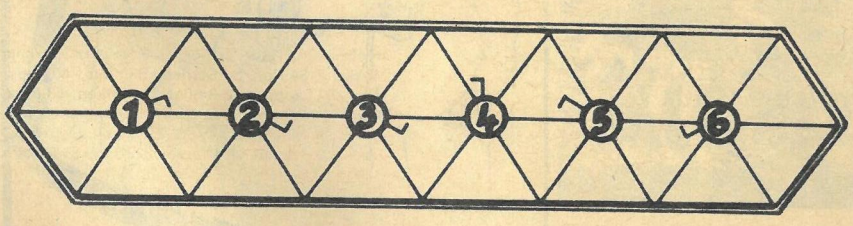
★ RÄTSEL



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. russ. Männername, 5. Prüfversuch, 7. starker Sturm, 11. Zwiebelblumen (Zierpflanzen), 15. Erdteil, 16. Mädchenname, 17. mittelschweizer. Voralpenbergmassiv, 18. englisch: alt, 19. russ. Telegrafenagentur, . Vorläuferin der TASS, 21. Ostseeinsel der DDR, 23. Singvogel, 25. svw. Regierungssystem, 27. kurze (meist witzige) Geschichte, 29. Hochwasserwelle, 31. Wolganebenfluß, 32. effektvoller Einfall, 33. Trinkgefäß, 34. Blume, 36. Flachland, 39. berufsmäßige Beschäftigung, 41. Herrschaftsgebiet eines Emirs, 43. größter Teil Großbritanniens, 45. Düngemittel, 47. französisch: Freund, 48. sowj. Komponist (Oper „Die Mutter"), 51. Platz, Stelle, 54. türkische Herberge, 56. leichtathletische Sportart, 58. Kunststoff, 60. spanischer Mädchenname, 61. ein chem. Element, 62. persische Rohrflöte, 64. Kartenwerk, 67. nordamerikan. Münzeinheit, 68. Empörer, Aufrührer (Mz.), 71. Körperteil, 72. flachbordiger Schleppkahn für Arbeitszwecke, 74. Gürtel zum Kimono, 76. Titelgestalt bei Strittmatter (Vorname), 77. iranische Währungseinheit, 78. Frucht eines Laubbaumes, 82. schweizer. Kantonshauptstadt, 84. sowj. Fluß zum Asowschen Meer, 85. Laubbaum, 87. sowj. Komponist (Lied „Der Wasserträger"), 92. Gebietsteil im W der Indischen Union, 94. nordspan. Stadt am Golf von Biskaya, 96. Mädchenname, 97. Verletzung, seelische Erschütterung, 100. Männername, 101. kleines Krebstier, 102. Auslese, 104. vorderasiat. Halbinsel, 105. Abk. für techn. begründete Arbeitsnorm, 107. Nordlandtier, 108. engl. Zahlwort, 109. Hochzeitssymbol, 113. ein chem. Element (Metall), 116. Laubbaum, 118. Abschnitt der Woche (Mz.), 119. geometrische Figur, 120. jugoslaw. Stadt in Serbien, 121. Lastenheber, 122. Haushaltsplan, 123. Nebenbuhler, Mitbewerber, 124. Gestalt aus dem Ballett „Schwanensee", 125. legendäre Wundernahrung, 126. schwedische Gesangsgruppe, 127. Großspeicher (Mz.).

Senkrecht: 1. sowj. Fluß zur Kaspisee, 2. Weinernte, 3. sowj. Filmregisseur („Der Mann mit dem Gewehr"), 4. westrum. Industriestadt, 5. Wandbekleidung, 6. vermeintlich glückbringender Gegenstand, 7. Großmutter, 8. spanischer Mädchenname, 9. Fläche, Flächenraum (latein.), 10. afrikan. Strom, 11. italien. Währungseinheit, 12. Schiffsgeschwindigkeitsmesser, 13. Fluß in Kasachstan, 14. spanischer Männername, 20. See i. d. Karelischen ASSR, 22. Rauchfang, 24. kurzes Bühnenstück, 26. Stadt a. d. Bode, 28. Sinnesorgane, 30. Klebstoff, 32. engl.-amerikan. Männername, 35. Fruchtinneres (Mz.), 37. Meeresbucht, 38. Nachkomme, 40. Operngestalt aus „Lohengrin", 42. Furche, Erdrinne, 44. gehörnte Antilope, 45. ins Meer ragende Landspitze, 46. alchemistisches Allheilmittel im antiken Griechenland, 49. Männername, 50. Fragewort, 52. Lufthauch, 53. svw. ebenso, dasselbe, 55. Angehöriger eines altnord. Göttergeschlechtes, 57. österr. Grenzort in Tirol, 59. Langarmaffe, 61. Kaviar vom Hausen, 63. abgelaichter Hering, 64. engl. Männername, 65. sowj. Filmregisseur („Der Fall von Berlin"), 66. schweizer. Flächenmaß, 69. Riesenschlange, 70. Titelgestalt einer Oper von J. J. Gotovac, 72. sowj. Massemaß, besonders zur Angabe von Ernteerträgen, 73. Mädchenname, 75. Stadt im NW der Schweiz, 79. engl. Physiker (1824–1907), 80. Ansturm auf Banken, 81. japan. Währungseinheit, 83. mittelalterl. Standesbezeichnung des niederen Adels, 84. ägypt. Küstenstadt am Mittelmeer, 86. altrömisches Gewand, 88. Verhältnis, in dem sich jemand befindet, 89. engl. Biersorte, 90. sowj. Hafenstadt und Kurort im S der Krim, 91. europ. Hauptstadt, 93. westfranzös. Fluß nördl. der Loire-Mündung, 95. oberitalien. Provinzhauptstadt, 98. Gruppe der Lachsfische, 99. frühere indische Währungseinheit, 100. Schallplattenmarke, 103. russ. Mädchenname, 106. Stahlplatte mit Versteifungen, 110. Zarenerlaß, 111. Stacheltier, 112. durchsichtiger Werkstoff, 114. strikte Verneinung, 115. Gesellschaft für Sport und Technik (Abk.), 116. Baikal-Amur-Magistrale (Kurzwort), 117. griech. Buchstabe.



Wabenleiste

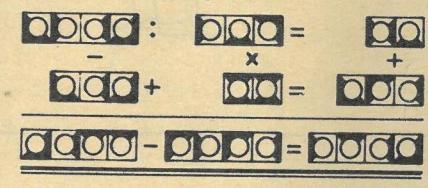
Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in angegebener Richtung:

1. bewegliche Verbindung zwischen Knochen, 2. Stockwerk (Mz.), 3. Bildpunkt; feines Liniennetz, 4. Gebiet nördlich und nordöstl. von Berlin, 5. Jammer, Elend, 6. Industriegemeinde im Bezirk Frankfurt/O. (östl. von Berlin).

Die Buchstaben in den oberen Feldern der Figur ergeben den Namen des zweithöchsten Kaukasus-Gipfels.

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Buchstabentausch

Jedem der folgenden Wörter ist an gleicher Stelle ein Buchstabe auszutauschen, so daß sich andere Begriffe ergeben:

Schlager – Regel – Linde – Paste – Scholle – Nation – Rampe – Schule – Rinde – Spalten

Die neu eingesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – ergeben den Namen eines Tierkreiszeichens (Sternbild am Himmelsäquator).

Silbenkreuzworträtsel

Waagerecht: 1. westlichste der Kleinen Sundainseln, 3. genialer norwegischer Mathematiker (1802–1829), 4. griech. Insel im Ägäischen Meer, 5. Sprossengerät, 7. zauberkundige Königstochter der griech. Mythologie, 9. Nachtschattengewächs, 10. trop. Harzart, 11. Stadt im O von Simbabwe, 13. Wolganebenfluß, 15. unbedeutende

Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

FREIE WELT

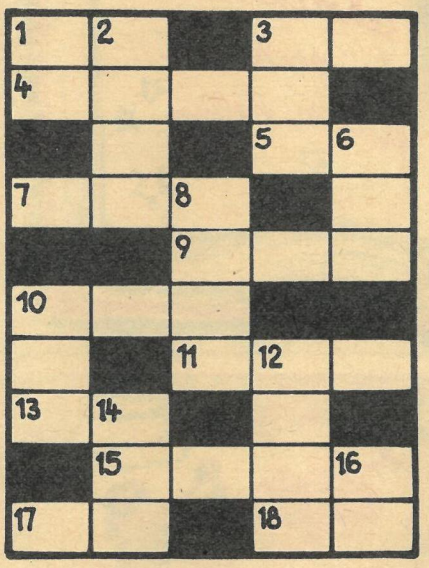
Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure:
Günter Bonow, Marianne Wambutt,
Dr. Paul Wurche
Redaktionssekretär: Barbara Schablinski

Wissenschaft: Heinz Bartel
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.

Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand
der Gesellschaft für
Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann

Kleinigkeit, 17. altes Längenmaß, 18. Lichtwellenverstärker.
Senkrecht: 1. Abk. für Bahn-Selbstanschlußanlage, 2. Erfrischungsgetränk, 3. Hahnenfußgewächs, Zierpflanze, 6. sogenannte weiße Ameise, 8. Wahrzeichen der Weltausstellung von 1958 in Brüssel, 10. Oper von Georg Friedr. Händel, 12. italien. Volkstanz, 14. Ränkespiel, 16. Zeitungsabonnent.



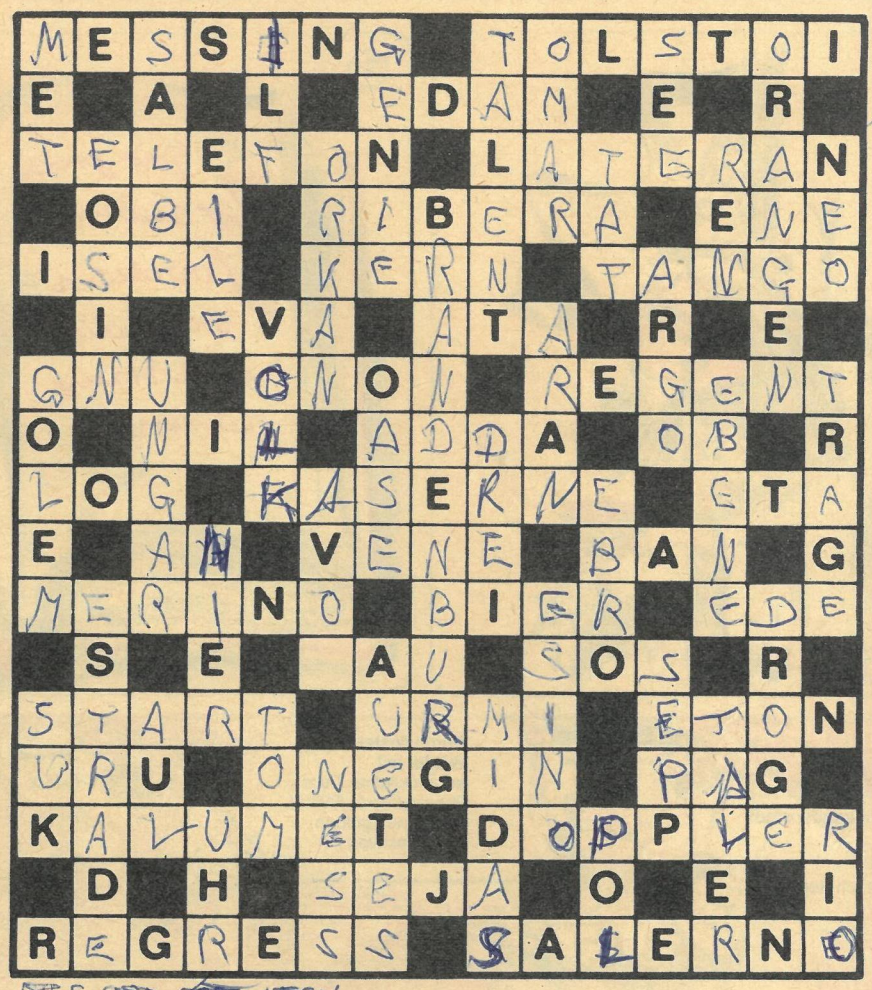
Schach

Feuriger Spanier

Dieses „Remis von seltener Feurigkeit", wie Großmeister W. Bagirow es bezeichnete, kam in der 52. UdSSR-Schachmeisterschaft zustande. Die Kontrahenten benötigten für die 21 Züge, wobei Sokolow das Opfer 6.L:f7+ nicht wagte, immerhin vier Stunden.
SPANISCH, A. Sokolow (Moskau)–V. Kupreitschik (Minsk), Riga '85: **1.e4 e5 2.Sf3 Sc6 3.Lb5 a6 4.La4 b5 5.Lb3 Sa5 6.0-0 d6 7.d4 ed 8.S:d4 Lb7 9.Ld2 S:b3 10.ab g6 11.c4 Lg7 12.Lc3 Sf6 13.cb 0-0 14.ba L:e4 15.Te1 Dc8 16.Sd2 Ld5 17.Sc4 T:a6 18.T:a6 D:a6 19.Sf5 gf 20.L:f6 L:c4 21.L:g7 K:g7 Remis.**

Um die Ecke gedacht

Gesucht wird ein von Theodor Storm
erfundenes „Bienenengewässer".

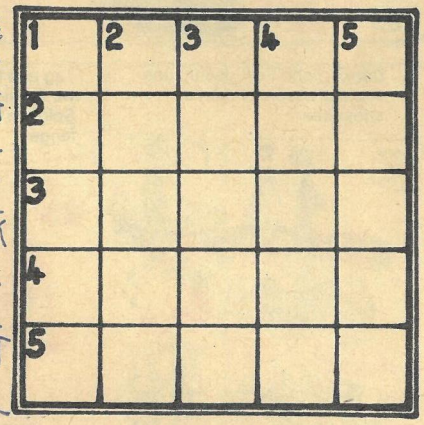


Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. Siedlung sowj. Turkvölker, 2. Schiff des griech. Sagenhelden Iason, 3. ein Scheuerpulver, 4. Fluß in England, 5. Nebenfluß des Po, 6. griech. Sagenkönig, Vater der Medea, 7. sowj. Flugzeugtyp, 8. Insel vor der Nordwestküste Irlands, 9. frühere japan. Goldmünze, 10. Industrie- und Kreisstadt a. d. Havel, 11. alkohol. Getränk, 12. Zahlwort, 13. österr. Physiker u. Mathematiker (1803–1853), Entdecker eines nach ihm benannten Effektes der Wellenlehre, 14. Arzneigrundstoff, 15. niederländ. Stadt, 16. roter organischer Farbstoff, 17. Mädchenname, 18. erhöhter Tritt; Platz, 19. griech. Buchstabe, 20. Hast, 21. Gestalt aus der „Dreigroschenoper", 22. ital. Fluß zur Adria, 23. engl. Schulstadt, 24. Fluß in Spanien, 25. Fluß im südl. Peru, 26. Flachland, 27. höchste schöpferische Geisteskraft, 28. Antilopenart, 29. sagenhafte menschl. Tonfigur, die in Prag um 1580 belebt wurde, 30. Berg bei Innsbruck, 31. sowj. Schriftsteller („Zwölf Stühle"), 32. Mädchenname (Kosef.), 33. Soldatenunterkunft, 34. indianische Friedenspfeife, 35. Fruchtinneres, 36. päpstlicher Palast in Rom, 37. Schiffsgeschwindigkeitsmesser, 38. Honigwein, 39. eine Schafrasse, 40. griech. Sagenkönig, dem alles von ihm Berührte zu Gold wurde, 41. Kupfer-Zink-Legierung, 42. griechisch: neu, 43. afrikan. Strom, 44. See in Schottland, 45. Opernsänger der DDR, 46. Komponist der DDR, 47. starker Sturm, 48. Quellfluß der Schilka, 49. fruchtbarer Wüstenstrich, 50. Kimonogürtel, 51. arab. Männername, 52. Titelgestalt einer Oper von Tschaikowski, 53. Südfrüchte, 54. westsibir. Strom, 55. jugoslaw. Adriainsel, 56. Drehpunkt, 57. regierender Monarch, 58. Nordlandtier, 59. Rückgriff; Ersatzanspruch, 60. spanisch: Fluß, 61. spanischer Maler (1591–1652), 62. cremeartiges Medikament, 63. internationaler Hilferuf, 64. Binnengewässer, 65. Rennbeginn, 66. mundartl. Kurzform für Joseph, 67. Nebenfluß des Amur, 68. tschech. Komponist und Geiger, Schüler Dvořáks (gest. 1935), 69. unteritalien. Provinzhauptstadt, 70. überdurchschnittliche spezielle Begabung, 71. frühere deutsche Münze, 72. Gesellschaftstanz, 73. Handlung, 74. Fernsprecher, 75. Nebenfluß des Ob, 76. russ. Dichter („Anna Karenina"), 77. Krankentransportgerät, 78. Zeitmesser, 79. südamerikan. indianische Bevölkerungsgruppe am Titicacasee, 80. Bewohner einer europ. Volksrepublik, 81. Blutgefäß, 82. Sammelbezeichnung für die Bewohner eines Landes.

Magisches Quadrat

Wörter folgender Bedeutung sind so in die Felder der Figur einzusetzen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Begriffe stehen:
1. isolierte elektr. Mehrfachleitung, 2. Abwesenheitsnachweis, 3. Sitzbadebecken, 4. Flachland, 5. Hohlmaß.



Ein Wort = drei Begriffe

BERGWERKSGÄNGE, die man essen kann,
sind auch an Fußballschuhen dran!

Auflösungen aus Heft 16/1985

Kreuzgitter. Waagerecht: Speile(72), Aar(4), Kai(42), Kam(43), Illo(36), Okarina(54), Lina(46), Rakscha(64), Ilawa(38), Ala(9), Humus(34), Hag(32), Otter(56), Anke(14), Signale(69), Dieb(23), Gerda(31), Lehne(44), Song(74), Iglu(40), Matra(49), Suada(70), Stop(75), Lerchen(48), Dirk(25), Raabe(61), Uta(86), Narte(51), Goa(26), Ratte(66), Geranie(29), Robe(62), Sagorsk(68), Gobi(27), Alt(18), Set(77), Ogi(58), Elaste(80).
Senkrecht: Pik(60), Ikra(37), Laika(47), Eins(81), ZK(87), Ami(12), Rial(65), Slowaken(73), Alameda(6), Oma(53), Ara(3), Achter(7), Nis(52), Hut(35), Ahn(16), Age(19), Lei(45), Uri(85), AN(13), Oleg(57), Abel(11), Salm(67), Gast(28), Agnat(5), Elgar(78), Dau(22), Huch(33), Egon(79), Orsk(55), Idee(39), Agitator(10), Spargel(71), Albers(15), Ora(59), Cr(21), Ero(82), Dur(24), Rat(63), Ate(17), neo(50), Angel(8), Ger(30), Alk(1), Trio(83), Aase(2), Iota(41), Bai(20), Sit(76), TU(84).

Wörterband. Von außen nach innen: Nil, Lesage, Mor, Eiger, Helene, Lese, Traps, Lek, Arni, Ares, Roma, Malerei, Mare, Gleis.
Von innen nach außen: Siel, Gera, Miere, Lama, Morse, Rain, Rakel, Sparte, Selene, Lehre, Gier, Omega, Sellin.

Wabenleiste: Goethe, 2. Aragon, 3. Garant, 4. Tetuan, 5. Tunnel, 6. Senkel. – Engels.

Rätselpyramide: 1.A, 2.Al, 3.Tal, 4.Last, 5.Stahl, 6.Thales.

Um die Ecke gedacht: Drosselbart.

Geschütteltes: Dame und Linon = Mandoline.

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 7) aus Heft 14/1985

Waagerecht: 2.Pakt, 5.Reuse, 12.Nero, 13.Urne, 15.Stukkateur, 17.Korea, 18.Saal, 19.Inn, 21.Laura, 23.Stupa, 25.Reverenz, 27.Oss, 29.Moll, 31.Jefim, 33.Zeh, 35.Eis, 37.Ufa, 38.Odoaker, 41.no, 42.Dom, 44.Akten, 45.Tas, 46.Ural, 49.Bier, 50.Ikone, 52.Bader, 54.Ren, 55.Nowikow, 58.Twostep, 61.Lie, 62.Racek, 63.Kasan, 64.Pole, 66.Newa, 68.Kea, 70.Ernte, 71.Ist, 73.Pa, 75.Rondell, 76.Hag, 77.non, 78.ars, 81.Nelke, 83.agil, 86.Ina, 87.Atlantis, 90.Marco, 92.Äsung, 94.Asa, 95.Etui, 97.Uhren, 98.Arat, 101.Timirjasew, 102.Agon, 103.Sombrero, 104.Irene, 105.Wehe, 106.Neer.
Senkrecht: 1.Serum, 2.Pokal, 3.Kurs, 4.Tretjakow, 5.Re, 6.USA, 7. Star, 8.Eule, 9.Basra, 10.Heinz, 11.Ern, 14.Naue, 16.Unzen, 18.Saida, 20.Mond, 22.Rostow, 24.Pfote, 26.Vier, 28.Seminar, 30.Lunik, 32.Moskwa, 34.Hof, 36.Sarnen, 39.Kuss, 40.Rabe, 43.Ober, 47.Lappen, 48.Bellini, 51.Korken, 53.Ries, 56.Oker, 57.Iwan, 58.Tschechow, 59.Onega, 60.Tennis, 63.Kalla, 65.Opa, 67.Wort, 69.Elemi, 72.Traktor, 74.Arasi, 79.Stamm, 80.Maure, 82.Krug, 84.Gänse, 85.Lumme, 88.Iesi, 89.Ster, 91.Orne, 93.Garn, 94.ATA, 96.Uwe, 99.Ree, 100.Are, 102.Abk. für astronomische Einheit. – **Lösungswort:** Lomonossow-Universität.

Es gewannen:

1. Preis:	100,– M	Erna Schlick 6060 Zella-Mehlis
2. Preis:	75,– M	Willi Trautschold 6800 Saalfeld/S.
3. Preis:	50,– M	Luise Wilken 2500 Rostock
4. Preis:	25,– M	Eberhard Heider 7030 Leipzig

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Aus dem gleichnamigen Buch des sowjetischen Schriftstellers Alexander Wolkow, nacherzählt von Karin Kopp, gezeichnet von Anneliese Dörck.

Chirana-Medizin in alle Welt

Wenn das Herz, statt rhythmisch zu schlagen, zu flimmern beginnt, besteht höchste Gefahr. Ohne einen Defibrillator ist es unmöglich, diesen bedrohlichen Zustand zu beseitigen. Eine Herzoperation ist ohne ein kompliziertes Gerätesystem, das die Lebensfunktionen aufrechterhält, undenkbar. Zwei Beispiele, die uns zeigen, wie sehr die moderne Medizin hochentwickelter medizinischer Geräte bedarf. Diagnosen und chirurgische Eingriffe sind immer mehr verbessert, ja sogar erst durch moderne Medizintechnik möglich geworden.

Das Chirana-Werk in der ČSSR ist einer der großen modernen Betriebe, in dem medizinische Forschungsergebnisse materielle Gestalt annehmen. Seine Palette reicht von kleinen Einweginjektionsspritzen – die unter anderem im Ausland gefragt sind – bis zu voll ausgestatteten stomatologischen Behandlungsräumen sowie kompletter Projektierung und Lieferung großer Gesundheitskomplexe, wie beispielsweise von Krankenhäusern mit 500 Betten.

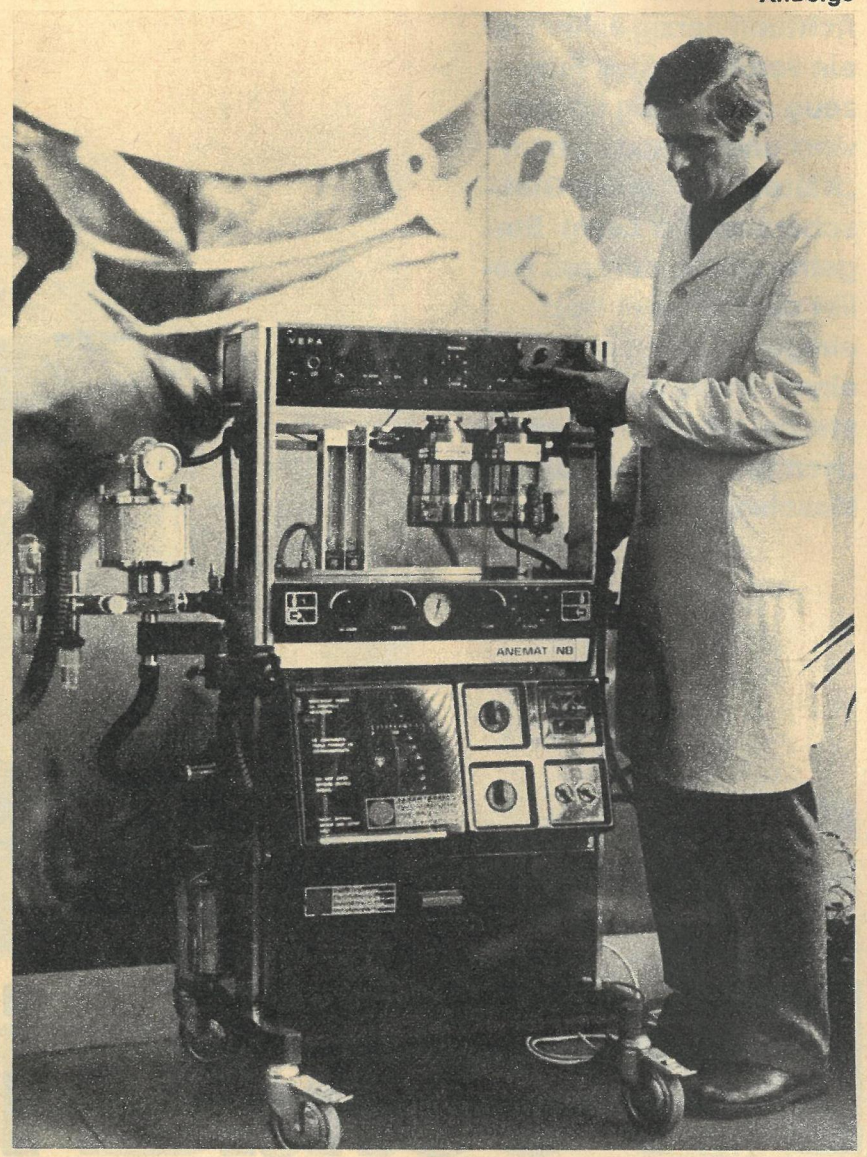
In einem solchen Krankenhaus findet man das Firmenzeichen von Chirana auf Schritt und Tritt: an chirurgischen Instrumenten, elektronischen Geräten für die Diagnostik und Therapie, an den Monitorsystemen für Patienten in den Intensivstationen, an der Röntgentechnik, den Radionuklidbestrahlungsgeräten, an Sterilisatoren, an Wiederbelebungs- und Narkotisiergeräten, an allen Gegenständen einschließlich der Möbel, an den Wärme- und Lichtaggregaten, an den Wasserkurgeräten sowie an den Laboreinrichtungen. Wenn wir dazu noch die fahrbaren Ambulatorien für Erste Hilfe, für zahnärztliche Betreuung, für Transplantationszwecke, für Schirmbildaufnahmen und tierärztliche Geräte zählen, erhalten wir einen Einblick in das gegenwärtige Produktionsprogramm der Produktionsvereinigung Chirana.

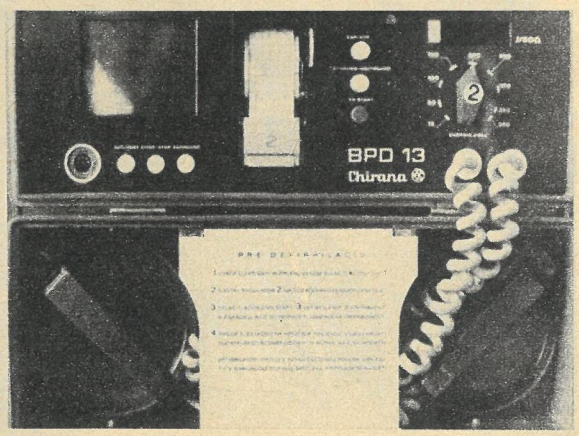
Ein Musterbeispiel für die komplexe Ausstattung einer medizinischen Einrichtung ist Ergostar 90, ein System von Geräten, Einrichtungen und Dienstleistungen zur vollkommenen Ausstattung zahnärztlicher Behandlungsräume oder stomatologischer Operationssäle. Dieser Komplex ist die Voraussetzung für progressive Behandlungsmethoden und ergonomische Arbeitsverfahren. Zur Ausstattung der Erste-Hilfe-Einrichtungen gehört der tragbare Elektrokardiograph Chirastar 32 sowie das kleine Gerät Analgonic 1 zur Schmerzstillung, das der Patient selbst bedienen kann.

Der Nutzung neuer wissenschaftlich-technischer Erkenntnisse im Produktionsprogramm der Chirana-Werke widmet sich das Fachkollektiv des Forschungsinstitutes für Medizintechnik in Brno, das eine Zweckeinrichtung der Produktionsvereinigung ist.

Gegenwärtig befaßt es sich vor allem mit der Forschung und Entwicklung perspektivischer Geräte der medizinischen Elektronik, der Röntgendiagnostik-Technik sowie mit der Problematik künstlicher Organe.

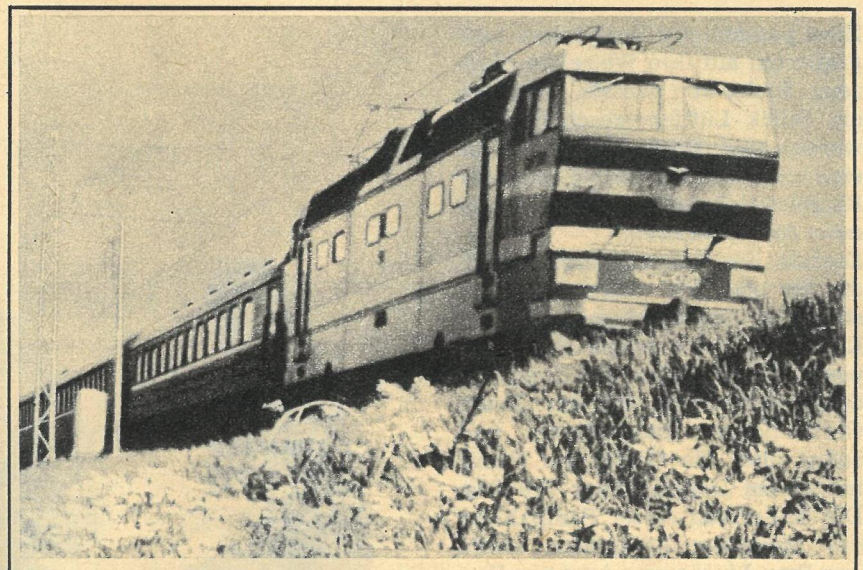
Die Produktionsvereinigung Chirana beteiligt sich als wichtiger Produzent von Geräten und Einrichtungen für das Gesundheitswesen an der breiten internationalen Arbeitsteilung der Länder des Rates für Gegenseitige Wirtschaftshilfe. Sie arbeitet auch mit Firmen anderer Staaten zusammen. Die wissenschaftlich-technische Zusammenarbeit, die Kooperation und Spezialisierung der Produktionsprogramme im Bereich der Stomatologie und der Röntgentechnik wird vor allem mit Partnern aus der Sowjetunion, der DDR, Polen und Ungarn realisiert. Im Rahmen der gemeinsamen Organisation der Länder des Rates für Gegenseitige Wirtschaftshilfe „Medunion“ arbeitet die Produktionsvereinigung auch an der Komplettierung von Industrieanlagen für das Gesundheitswesen auf Drittmärkten zusammen. Ausdruck der erfolgreichen Zusammenarbeit sind die Lieferungen von Industrieanlagen in fast vierzig Länder. Insgesamt beliefert Chirana 60 Staaten. Die interessantesten Anlagen – Krankenhäuser und Gesundheitszentren – bauten die Chirana-Werke in der Sowjetunion, in Bulgarien, der Mongolei, in der DDR, in Vietnam, auf Kuba, in Äthiopien, Mali, Ghana, Ägypten, Tunis, Algerien, Sambia.





Eines der neuen Chirana-Erzeugnisse ist das Anästhesiegerät „Anemat“. (Bild oben)

Ein wirksamer Helfer bei der Ersten Hilfe ist der Defibrillator, mit dem das gefürchtete Herzflimmern bekämpft wird.



Sowjetische Eisenbahnen bieten Ihnen das traditionelle, zuverlässige und sparsame Verkehrsmittel – den Zug – an

Täglich fahren von Berlin sowjetische Züge und Kursschlafwagen nach Moskau, Leningrad, Kiew, Minsk, Vilnius und Riga ab.

In den Wagen der Sowjetischen Eisenbahnen sind Ihnen aller Komfort, aufmerksame Bedienung und traditionelle russische Gastfreundschaft garantiert.

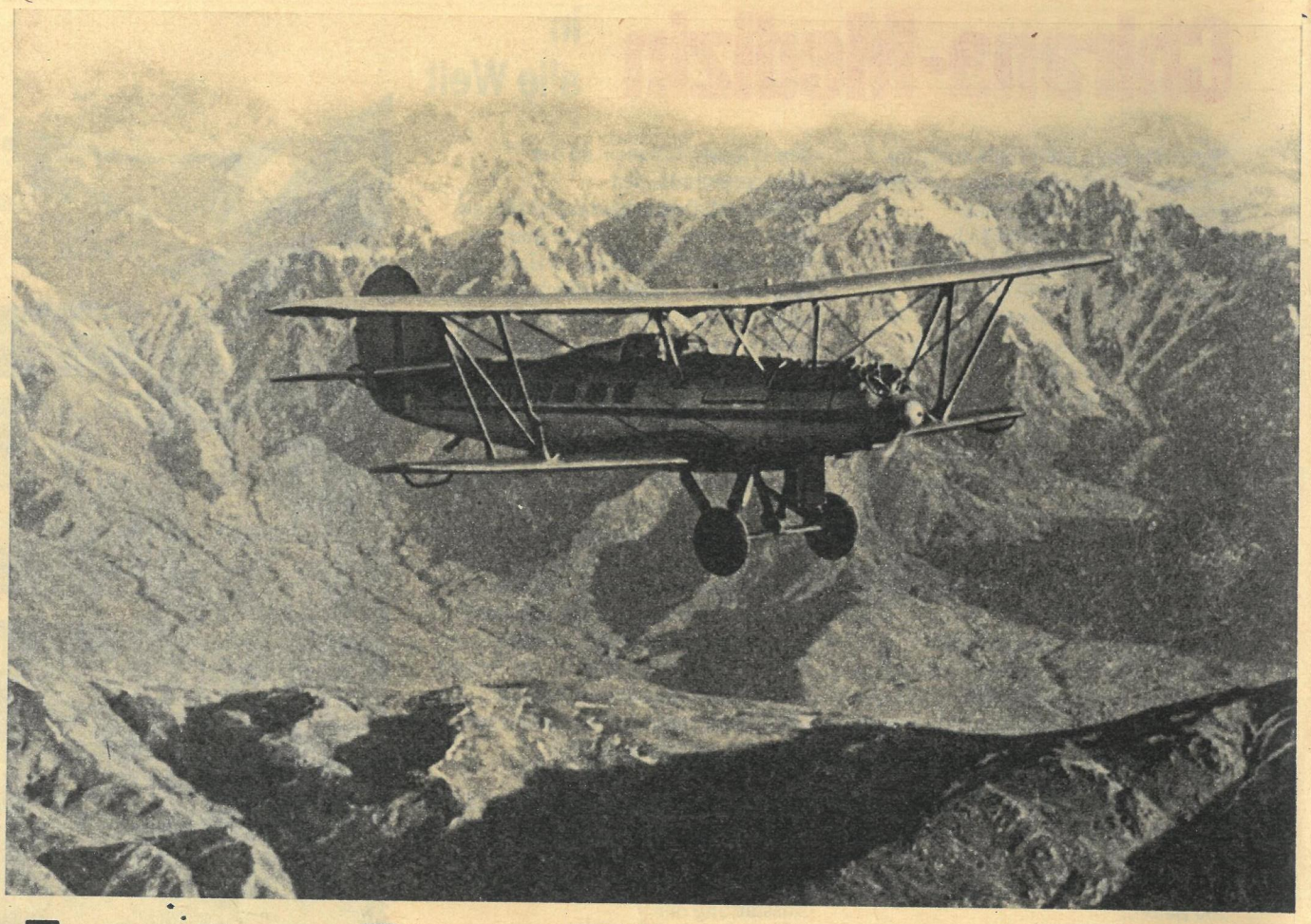
Die Plätze in den Schlafwagen der Sowjetischen Eisenbahnen im internationalen und Inlandsverkehr können Sie sich im voraus reservieren lassen.

Um ausführliche Informationen wenden Sie sich bitte an das Reisebüro und die Vertretungen von Intourist.

Wir laden Sie zu einer Reise ein!

SŽD

Achtundvierzig Jahre war ein verunglücktes Flugzeug unfreiwillig konserviert und befand sich im „Kälteschlaf“ eines Gletschers am Pik Lenin. Eingefroren blieb dieses Relikt der Fliegerei trotz einiger Lädierungen in einem Bestzustand für Restauratoren. Dank des „Hangars“ aus Eis, der die Maschine schützte …



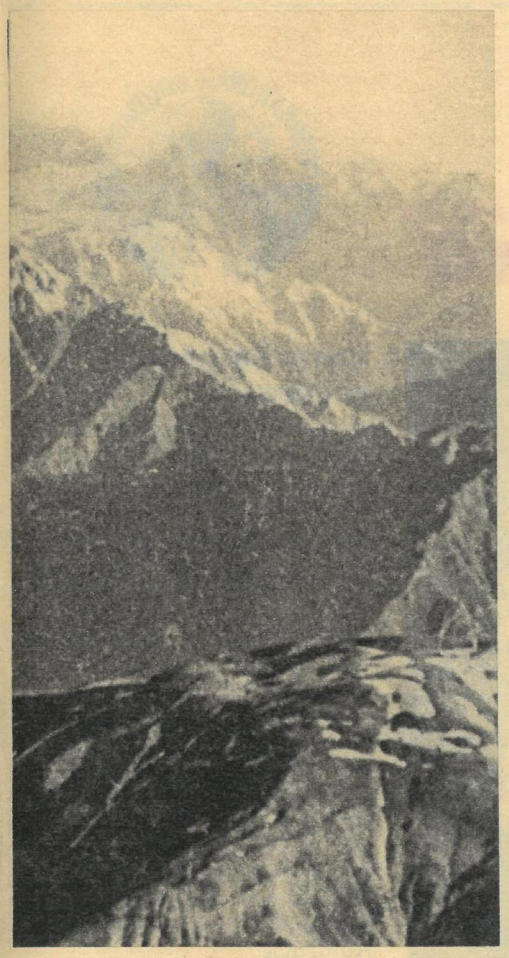
Alpine Aeronautische Antiquität

Der Schatz im Pamir-Eis

Zwei passionierte Bergsteiger fotografierten auf ihre Weise ein Flugzeug. Bilder von damals, die schon ein Stück Luftfahrtgeschichte geworden sind. Bilder von heute, die eine interessante Seite im Buch der Flughistorie aufblättern und auf neue Art illustrieren.

Damals, das war im Sommer 1937, als der sportlich vielseitige, bergsteigende Berufsfotograf Georgi Lipskerow seine zweite Pamir-Expedition unternahm, die Premiere des Luftverkehrs auf der Route Osch-Chorog fotografierte und selbst über die Gipfel des Pamir mit einem Doppeldecker R-5 flog. Die Bilder von dieser Pamir-Reise des Moskauer Fotografen stellte uns Frau Lipskerowa jetzt zur Verfügung.

Zur selben Zeit, da Lipskerow diese Aufnahmen machte, trafen zu Ehren des 20. Jahrestages der Oktoberrevolution mehrere Alpinisten-Gruppen Vorbereitungen für den Aufstieg zu den drei höchsten Pamir-Gipfeln in der Sowjetunion, zum Pik Kommunismus (7495 m), zum Pik Lenin (7134 m) und zum Pik Moskwa (6785 m). Die erfahrensten Gebirgsflieger beförderten die Lasten zu den Lagern der Bergsteiger und warfen sie per Fallschirm ab. Allein voran der Testpilot Michail Lipkin, über den die anderen manche Episode erzählten, wie er seine R-5 kunstvoll durch die Schluchten und über die Gletscher steuerte. Und bei einem sol-



chen Manöver überraschte Lipkin ein Sturm, der seine Maschine herunterdrückte. Herumwirbelnde Eisbrocken zerschmetterten den Propeller, und der Doppeldecker stürzte auf den Gletscher herab. Wie durch ein Wunder kam Lipkin mit dem Schrecken und einigen Schrammen davon. Er wurde in einer dramatischen Rettungsaktion von den Alpinisten geborgen. Die R-5 blieb im Eis stecken, und mit dem Lauf der Zeit geriet sie in Vergessenheit.

Seit Jahren fahndet man in der UdSSR nach verschollenen Flugzeugen, denn jedes technische Museum und jedes Luftfahrtinstitut, das auf sich hält, sucht für Ausstellungen Originale anstatt Modelle. Die Studenten des Rigaer Instituts für Zivilluftfahrt-Ingenieure, denen man eine besonders gute Spürnase nachsagt, machten sich auf die Suche nach einer R-5, die bisher in keinem Museum aufgetaucht war und nirgends verwaist auf einem Abwrackplatz herumstand. Sie erfuhren die Geschichte des Absturzes von Michail Lipkin nach umfangreichen Recherchen, die sie nach Duschanbe zu Augenzeugen der Expeditionsflüge und zu Freunden des verunglückten Piloten führten. Nach den Erzählungen und nach der Einsicht in die Aeroflot-Archive reifte der Plan, die R-5 aufzuspüren. Mit Hubschraubern und Flugzeugen suchte man die Hänge des Pik Lenin ab und entdeckte schließlich im Eis, in 5200 Meter Höhe die gesuchte Spur. Luftbilder brachten die Bestätigung, daß es sich lohnen würde, die R-5 zu bergen.

So erlebten die Oldtimer-Detektive aus Riga jetzt einen besonderen „Studentensommer". Zusammen mit ausgebildeten Bergsteigern und einer Hubschrauberstaffel von Aeroflot rüsteten sie zur Bergungsaktion. Auf dem Flughafen von Duschanbe wartete ein Großraum-Frachter vom Typ Il-76, der den fast fünf Jahrzehnte eingefrorenen Doppeldecker als Trophäe nach Riga befördern sollte.

Erst wollte man die Maschine mit Hilfe von Chemikalien, die das Eis zum Schmelzen bringen, aus dem Frostpanzer befreien. Dann entschloß man sich doch dazu, es auf althergebrachte Art mit der Spitzhacke zu tun und die R-5 herauszupickeln. Den 500-PS-Motor bauten die Studenten, die vorher die Handbücher der R-5 genau gelesen hatten, aus und bugsierten ihn mit Seilen über das Eis zu einem für den Hubschrauber geeigneten Landepunkt, achthundert Meter den Steilhang hinab. Die Flächenstücke trennten sie laut Montagevorschrift mit den entsprechenden Spezialwerkzeugen vom Rumpf, dessen leinwandbespannter Körper sie in eine Kunststoffhülle wickelten. Auf einfachen Gleitbrettern zogen sie die Flugzeugteile wie auf einem Schlitten zum Helikopterplatz. Von dort ging mit einer Mi-8 die „Post" ab zur Il-76. Fracht für Riga.

Was hier so einfach klingt, war ein alpinistisches Abenteuer, bei dem viel Schweiß floß.

Wladimir Maschkow, der so manche Pamir-Expedition mitgemacht und sich dabei den Titel Meister des Bergsteiger-Sports verdient hat, war auch diesmal mit von der Partie. Mit Eispickel und Kamera.

Wladimir Maschkow sandte diese Bilder an die Moskauer „Iswestija", die sie am 31. Juli unter dem Titel „Die R-5 aus dem Eis-Tempel" veröffentlichte. Ein Anruf genügte, und zwei Tage später landeten diese Fotos in der Karl-Liebknecht-Straße bei FREIE WELT.

P. S. Flugzeuge werden ein Halbjahrhundert nach ihrem Jungfernflug zu echten Oldtimern (und die R-5 ist noch ein bißchen älter, Jahrgang 1928). Der Wert eines solchen Oldtimers steigt mit der Verringerung der Anzahl noch vorhandener Maschinen.

Von der R-5 wurden fast 7000 Stück gebaut und noch bis Ende der vierziger Jahre flogen einige davon für Aeroflot irgendwo in der Nähe des Pamir. So unglaublich es klingen mag, keine R-5 war bis jetzt mehr vorhanden, auf keinem Abwrackplatz ein solcher Doppeldecker als Museumsstück zu finden. Die R-5 schien eine spurlos verlorene Maschine zu sein. Bis zum Fund im Eistempel des Pamir.

Karl-Heinz Eyermann

FREIE WELT-Solidaritätstombola /Basar

Liebe Leser! Wieder möchten wir mit Ihnen gemeinsam die große Solidaritätsaktion der Berliner Journalisten auf dem Alexanderplatz am 30. August 1985 vorbereiten. FREIE WELT erwartet an diesem Tag am Stand vor dem CENTRUM-Warenhaus viele Käufer – diesmal zusammen mit dem Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. Und wie in den vergangenen Jahren bieten wir Ihnen unsere Solidaritätstombola. Dabei denken wir besonders an alle, die uns nicht auf dem Alexanderplatz besuchen können.

Das alles können Sie gewinnen:

- Fünf Kurzreisen in die UdSSR im ersten Quartal 1986
  (Bei Bedarf steht jeweils eine zusätzliche Reise für einen Partner auf eigene Kosten zur Verfügung.)
- 50 Sachpreise im Gesamtwert von 3000 Mark
- 100 Büchergutscheine im Wert von je 30 Mark

So können Sie teilnehmen:

Überweisen Sie bitte einen Geldbetrag von mindestens 2 Mark auf das

Postscheckkonto Berlin
7199–68–17717
Kennwort: FREIE WELT
Solidarität 1985

Kleben Sie bitte den Einzahlungsbeleg auf eine Postkarte, schreiben Sie auch hier das Kennwort dazu und schicken Sie die Karte an:

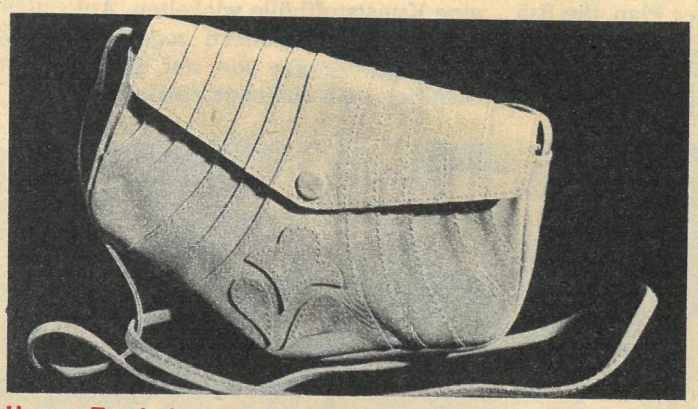
Redaktion FREIE WELT
1056 Berlin
Postfach 9

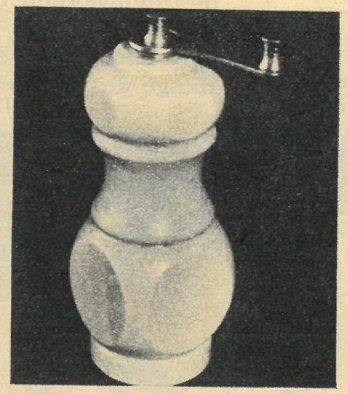
Oder

schicken Sie eine Spende für unser Verkaufsangebot am FREIE WELT-Stand auf dem Alex: Andenken, Handarbeiten, Bücher… Adressieren Sie Ihre Sendung an:

Redaktion FREIE WELT
1056 Berlin
Postfach 9.

Jeder Einzahlungsbeleg über mindestens 2 Mark und jede Geschenksendung kommen in die Tombola.





Unsere Tombolagewinne: Eine schwarzrote Sporttasche aus der DDR, eine kupferne Kuchenform aus Albanien, Folklore-Tischläufer aus der Ungarischen VR, ein Wecker, ein Sparschwein und ein handgearbeitetes Ledertäschchen aus der Sowjetunion, eine Pfeffermühle aus der VR Polen. Außerdem gehören dazu weitere Sporttaschen, Reiseplaids, Wolldecken, Tischwäsche, Bettwäsche, Kosmetiktaschen, Schreibgarnituren, Schultertücher, eine Holzschale, ein gläserner Apfel, eine handgestickte Kissenplatte…

Übrigens: Alle Leser

können sich auch am 30. August 1985 direkt an unserem Stand noch beteiligen und ihren Geld-Beitrag an uns zahlen oder ihre Sachspende bei uns abgeben. Das ist dann die letzte Chance, in die Auslosung zu kommen. Sie erfolgt am 2. September 1985. Die Gewinner werden im Heft 20/85 (2. Septemberhälfte) veröffentlicht.

Helfen Sie mit, liebe Leser, damit die traditionelle Solidaritätsaktion auch in diesem Jahr ein voller Erfolg wird! Machen Sie mit bei der Solidaritätstombola der FREIEN WELT!

Unser Basar

Meinen Beitrag möchte ich mit zehn gehäkelten Deckchen leisten. Handarbeiten sind mein Hobby, und es macht mir viel Freude, auf diese Weise etwas für die Solidarität zu tun.

Käthe Heiber, Dohna

Die beiden Bücher verkaufen Sie bitte auf dem Basar, weil ich meine, ich kann so etwas für meine Freunde in Nikaragua und Angola tun.

Bernd Bettels, Erfurt

Ich bin eine alte Genossin – 73 Jahre alt. Solidaritätsspenden habe ich noch nie abgelehnt. Ich schicke Ihnen einiges und eine Geldspende von 20 Mark. Ich hoffe, damit mein Scherflein beizutragen.

Hermine Schulz, Berlin

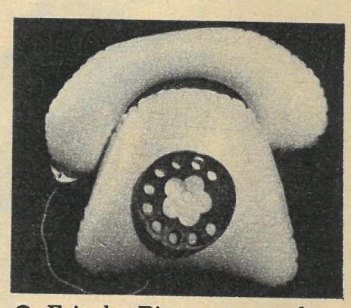
Vielen herzlichen Dank an Sie und an alle anderen Leser, die sich bisher mit Sach- und Geldspenden an unserer Tombola beteiligt haben – es sind inzwischen mehr als 700. Und täglich erhalten wir neue Päckchen und Einzahlungsbelege. Unsere Besucher werden an unserem Stand vor dem CENTRUM-Warenhaus auf dem Alexanderplatz zur Solidaritätsaktion der Journalisten am

30. August 1985
von 8 bis 19 Uhr

viele schöne Hand- und Bastelarbeiten finden (Spitzendeckchen und -taschentücher, Stickereien, Holzgegenstände), auch Reisesouvenirs und Bücher, Bücher, Bücher… Dazu natürlich wie in jedem Jahr

Unser Redaktionsangebot

- Aufblasbares Kinderspielzeug aus Moskau wie Telefone (unser Foto) und lustige Tiere
- Neue Gewürzaufkleberserien à 39 Etiketts, selbstklebend und vorgestanzt
- Keramik-Einzelstücke, handgefertigt im VEB Töpferhof Römhild (Foto)
- Bierseidel und anderes vom VEB Sachsenglas Schwepnitz
- Souvenirs aus der Sowjetunion, gespendet vom Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
- Brötchen- und Zwiebelbeutel, weiß mit farbigem Aufdruck
- Farbige Reiseposter in reicher Motivauswahl
- Haushaltsgeschirr und Weißporzellan in Einzelstücken aus dem VEB Henneberg
- „Aus Tränen baut man keinen Turm" – kaukasische Spruchweisheiten aus dem Eulenspiegel Verlag Berlin. Die Herausgeberin, FREIE WELT-Mitarbeiterin Gisela Reller, signiert ab 11 Uhr
- Die FW-Lehrgänge „Russisch von Haus zu Haus" und „Russisch für Gastgeber" als Broschüre



- Frische Piroggen aus der Patisserie des Interhotels „Stadt Berlin" – wie immer gegen Mittag
- Lose der Internationalen Solidaritätslotterie des IOJ 1985 mit vielen Sofortgewinnen und weiteren Gewinnchancen

Ein neuer Sammelbeitrag

...innerhalb der Serie „Völkerschaften der UdSSR“: FREIE WELt-Reporter Gisela Reller (Text) und Detlev Steinberg (Fotos) waren in der Kalmykensteppe. In Heft 19/85 berichten sie auf 26 Seiten über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Kalmyken, wie immer mit Preisrätsel und auch diesmal mit großen Farbfotos.

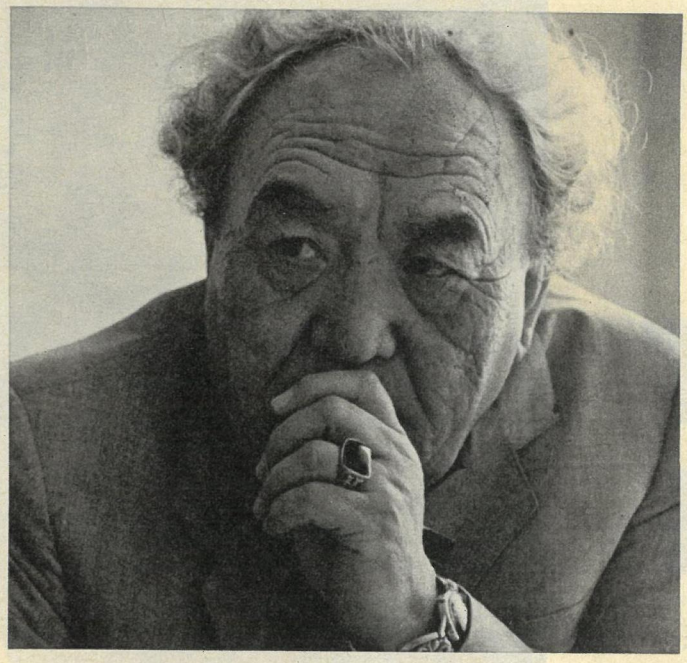
David Kugultinow (Foto)

Die Heimat

Die Heimat... Mutter nennt man sie seit alters
zu Recht – Sie schenkt das Leben uns, obwaltet
in allem Sein, flößt Kraft und Mut uns ein,
teilt ihre Spenden aus an groß und klein,
hält, was sie mütterlich uns hat versprochen,
und ist für jeden auch – die liebe Tochter.

Das Beste, was wir leisten und erstreben,
gilt ihr allein, wie's nur den Kindern gilt,
an denen unsres flüchtig kurzes Lebens
Gehalt und Ziel dereinst sich ganz erfüllt.
Nimm hin und festige, was ich vermochte,
o meine Heimat – Mutter du und Tochter!

Deutsch von
Johann Warkentin



Preisfrage

Heft 17/85

Unter welcher Losung stand 1945 die Bodenreform?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 20/85. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 28. August 1985. Auflösung von Heft 15/85: Im Jahr 1908. Wir gratulieren Ernst Albrecht, Magdeburg.

RUSSISCH

Auflösung der Preisfrage zu Lektion 5 (Heft 15/85):
1. Всесоюзный Ленинский Коммунистический Союз Молодёжи (Комсомол), Всесоюзный Центральный Совет Профессиональных Союзов, Всемирная федерация демократической молодёжи. Клуб интернациональной дружбы. Организация Объединённых Наций. ССНМ, СЭВ.
2. МЫ ПРОТИВ ГОНКИ **ВООРУ**ЖЕНИЙ! Gewinner: Das Radio geht an Gisela Altmann, Königs Wusterhausen; der Bildband an Herbert Walter, Bobenneukirchen; das Tablett an Irmengard Friedländer, Eisenach.

Durchaus kein Narr

Erst durch Ihre Zeitung erfuhr ich von dem Schriftsteller Johann Karl Wezel („Der Narr von Sondershausen“, FW 14/85).

E. Schmolinsky, Brandenburg

Die „Lüge vom wahnsinnigen Wezel“ muß man ja auch im Zusammenhang mit den damaligen Verhältnissen sehen, in denen Klatsch, Neid und kleinliches Denken das Bedürfnis der Menschen nach Neuigkeiten aus aller Welt (die heute für jeden selbstverständlich sind) ersetzten. Die Nachwelt wußte nicht einmal seinen Namen – auch ich muß mich dazu bekennen, obwohl ich ehrenamtlicher Verwalter der Hausbibliothek eines Hochhauses bin. Aber jetzt stehen einige seiner Werke auf meinem Bibliothekswunschzettel.

Toni Herzberg, Magdeburg

Tunguska-Rätsel

Interessant, die Darlegungen der Theorien über den „Fremdling aus dem Kosmos“ (FW 15/85)! Unwillkürlich denkt man an die geplante Aufrüstung im All durch die US-Administration, die mit allen Mitteln verhindert werden muß.

Ursula Siebert, Hohen Neuendorf

Mich machte vor allem das Schicksal Leonid Kuliks betroffen. Ein energiegeladenes Forscherleben wird in der Todesbaracke eines KZs vernichtet! Ich erinnerte mich an den beklemmenden Besuch des Friedhofs von Palmiry nördlich von Warschau, wo 1700 von den Nazis erschossene Polen ruhen, vorwiegend Politiker, Wissenschaftler, Schriftsteller, Geistliche, Ärzte und Rechtsanwälte.

Johanna Richter, Zwickau

Wieder dabei

Auch dieses Jahr schicke ich Ihnen wieder eine selbstgefertigte „Thüringer Klößefrau“ für den Solidaritätsbasar.

Wolfgang Schlegel, Döschnitz

Jahr für Jahr reist das Figürchen nach Berlin – herzlichen Dank, lieber Herr Schlegel!

Noch mehr Medaillen

Es gibt noch viele schöne Gedenkmedaillen zum 40. Jahrestag des Sieges (Jubiläumsmedaille“, FW 15/85). Ich habe von einer Freundschaftsreise nach Moskau und Leningrad einige mitgebracht.

Gerhard Berndt, Apolda
Unsere Abbildung zeigt eine dieser Medaillen.

Luftfahrtfans

Danke für die „Flugzeuge der UdSSR“ (ab FW 11/85). Das ist eine gute Serie. Ich beschäftige mich mit Modellbau, besonders gern bastle ich Transporthubschrauber, 14 Modelle habe ich schon gebaut, davon drei Hubschrauber.

Alexander Schütze (12), Berlin

„Der Sagenhafte“ (FW 14/85) hat mich sehr gefesselt. Danach kann man sich Größenverhältnisse und Masse dieses Lufttransporters vorstellen.

Johanna Lindner, Zeitz

Spieglein, Spieglein, an der Wand...

Liebe Kinder!

Sicher seid Ihr neugierig, was in unserer Kinderserie „Der Zauberer der Smaragdenstadt“ alles noch passieren wird. Elli ist also im Märchenland angekomen und bei winzigen Menschlein zu Gast. Und nun unsere

Preisfrage:

In einem Märchen, das Ihr alle kennt, macht sich auch ein schönes Mädchen auf den Weg und findet schließlich sieben kleine Freunde. Wie heißt dieses Märchen? Schreibt uns bitte bis zum 28. August 1985. Vergeßt nicht Eure Adresse und nennt auch Euer Alter. Die Antwortkarte schickt an die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10. Kennwort: Smaragdenstadt. Zehn Büchergutscheine zu je 10 Mark sind zu gewinnen. Die Auflösung findet Ihr in Heft 20/85.

Flugzeuge

So war es richtig in Folge 4 „Flugzeuge der UdSSR“ (FW 15/85): Möglich waren Mi-4, Mi-8, Mi-2, Mi-1 und Mi-24. Es gewannen 150 M Peter Lippmann, Karl-Marx-Stadt; 100 M Marcus Reiners, Berlin; 50 M Kurt Zuber, Bitterfeld.

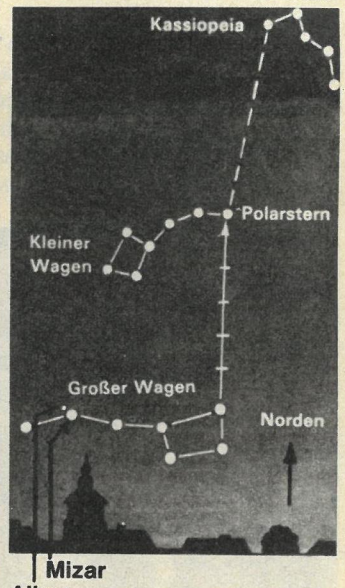
Sie fragen wir antworten

Heute Astronomie

Innerhalb meines Bekanntenkreises hat sich eine etwas eigenwillige Art der Freizeitbeschäftigung herausgebildet – die Astronomie. Nun meinte ein Kollege von mir, es gäbe einen kleinen Stern unmittelbar neben einem hellen und auch verhältnismäßig großen Stern, der gern zum Überprüfen des Sehvermögens genutzt wird. Ich kann ihn nicht entdecken.

Cornelia Dietz, Schwerin

Als Augenprüfer gilt seit alters der lichtschwache Stern Alkor im Sternbild Großer Bär. Er befindet sich oberhalb des bekannten Sterns Mizar, des zweiten Deichselsterns im polulären „Großen Wagen“, dessen Sterne Teil des Bildes Großer Bär sind. Alkor liegt an der Grenze zur Sichtbarkeit mit dem bloßen Auge. Ältere Menschen vermögen ihn oft nicht mehr zu sehen. Als „Augenstern“ gilt auch ein Doppelstern im bekannten Sommersternbild Leier.



Er führt die Bezeichnung „Epsilon Lyrae“. Die beiden Komponenten dieses Sternenpaars stehen rund 200 Bogensekunden voneinander entfernt und können mit dem bloßen Auge – sofern keine Schädigungen des Sehapparates vorliegen – deutlich als zwei voneinander getrennte Objekte gesehen werden. Etwas rechts unterhalb von Epsilon befindet sich der hellste Stern des nördlichen Sternhimmels, Alpha Lyrae, auch Wega genannt.

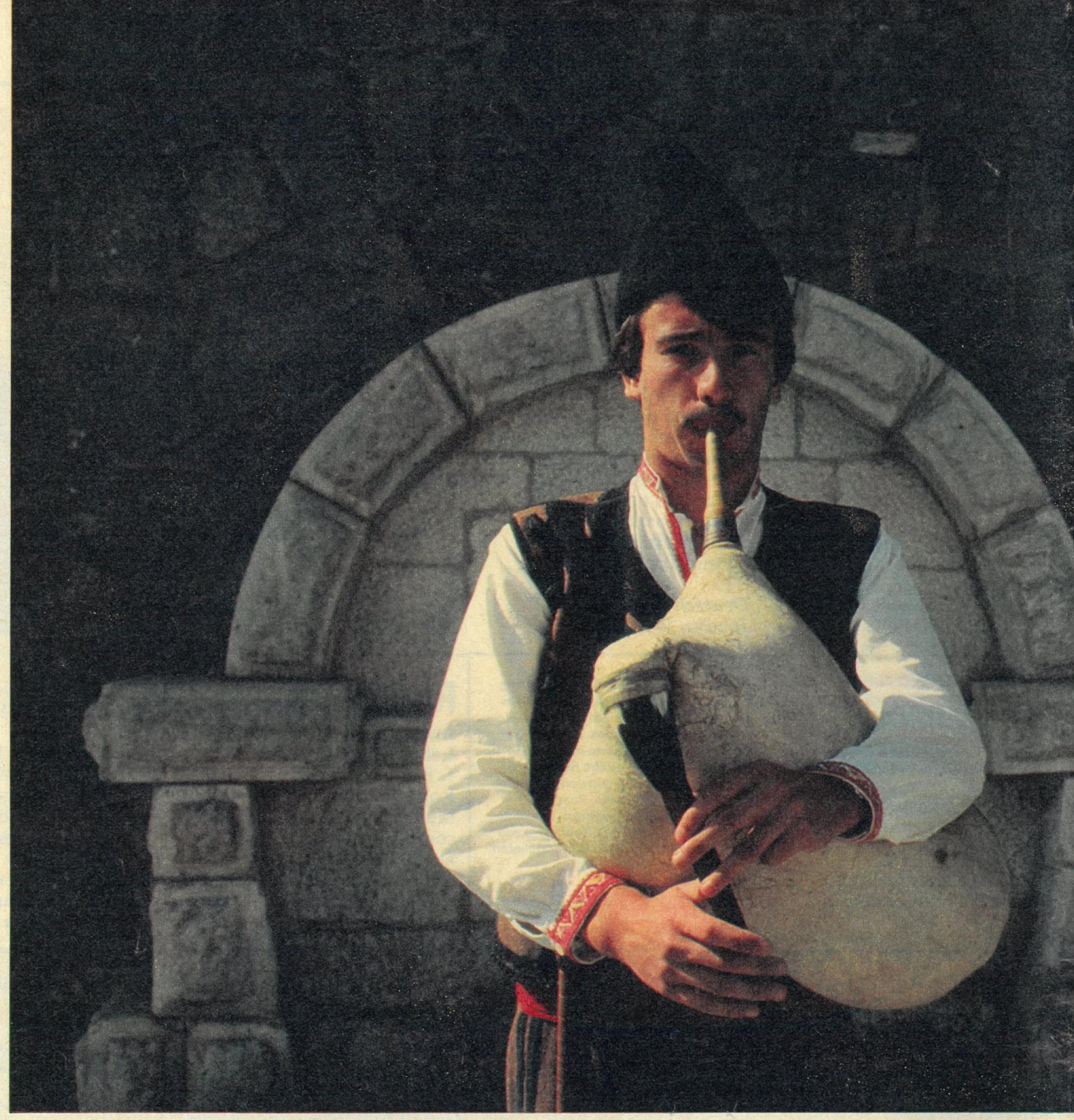
Prof. Dr. Herrmann, Direktor der Berliner Archenhold-Sternwarte

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Volker Hohlfeld (6), Detlev Steinberg, Klaus Nipperdey; Repro aus „Rund um die Astronomie“, Kinderbuchverlag Berlin

Ein Dorf voller Musik

Spielt auf, Musikanten! Meistert die Töne! Und sie geben sich alle Mühe. Schlüpfen in ihre Trachten, stimmen die Instrumente und los geht's. Sie möchten es Orpheus gleichtun. Mit Klängen ver- und bezaubern. Ihre Musik lockt uns in die Gassen, auf die Plätze. Da klingt schwermütig die Gydulka, da klagt der Dudelsack. Im Kontrast dazu stimmen die Mädchen ein mit munterem Gesang. Ein fröhliches Dorf, ein musisches Dorf: Schiroka Laka.

Es schmiegt sich, auf halbem Wege von Smoljan nach Devin, an die bulgarischen Rhodopenberge, die waldbedeckt aufragen. Von dort beziehen die jungen Musikanten auch ihre Inspiration. Denn unter den



Hirten, Waldbauern, Holzfällern formte sich über die Jahrhunderte eine eigenständige, ausdrucksstarke Musik, die uns menschliche Entsagungen, Hoffnungen und Freuden nachempfinden läßt.

Die Pflege dieses folkloristischen Gutes ist erster Auftrag der Musikschule in Schiroka Laka, die, 1971 gegründet, in Bulgarien ihrer guten Bildungsarbeit wegen gerühmt wird. An die 200 Musikschüler geben sich alle Mühe, den Reichtum der Rhodopen-Folklore zu hüten und zu popularisieren. Alljährlich bewerben sich Hunderte Mädchen und Jungen, nur vierzig können angenommen werden. Sie erhalten von erfahrenen Lehrern neben dem allgemeinen, bis zum Abitur führenden Unterricht eine solide Ausbildung in den Spezialfächern Dudelsack, Hirtenflöte, Fiedel, Tamburizza oder Volkslied. Oft begeistern die Schüler ihre Zuhörer bei Konzerten im Land. Sie gastierten aber genau so erfolgreich in der DDR, in Ungarn, Polen.

Nach Beendigung der Schule studieren viele der jungen Musikanten an der Plovdiver Hochschule, vervollkommnen dort ihr folkloristisches Wissen und Können, um einmal selbst als Lehrer sich der Pflege des musikalischen Reichtums des Landes zu widmen. Oder sie werden musizierende Mitglieder berühmter Ensembles, die „Thrakia“ oder „Pirin“ heißen, in denen man auf die gute fachliche Vorbereitung der jungen Künstler baut. Aber jetzt ziehen sie den Gästen und Einwohnern zur Freude durchs Dorf. Weit hinein in das Tal klingt ihr Spiel. Bis hin zum Ortsausgang, wo den Reisenden das Wappen von Schiroka Laka grüßt. Es zieren eine Fichte, ein Hirtenstab und – wen wundert's – als Symbol der Musen, eine Lyra.

Wolfgang Tautenhahn (Text)
Detlef Christel (Fotos)

Bubkas Berliner Maß

Glück muß der Mensch haben. Auf der Suche nach einem optisch überzeugenden Äquivalent für Sergej Bubkas Sechsmetersprung mit dem Stab fand FW-Bildreporter Volker Hohlfeld in Berlin-Mitte eine motorisierte Montagebrigade der Bezirksdirektion Straßenwesen und erfuhr: Die Richtgeschwindigkeitsanzeiger auf einer „grünen Welle" haben die Normhöhe von sechs Metern. Über die Halterungen also könnte Bubka springen (Fotomontage). Sein „Sechser" von Paris gab uns den Anstoß, der oft gestellten Frage nachzugehen: Wie entwickelte sich der Stabhochsprung, wie das Material des Stabes – und der Athlet, der es auch beherrschen mußte?

Erst noch einmal weg vom Stabhochsprung und zu Valeri Brumel, dem sowjetischen Hochspringer. Seine Karriere, durch einen Verkehrsunfall unvollendet geblieben, war märchenhaft. Ohne unterbrochen zu werden, gelangen ihm binnen zwei Jahren sechs Weltrekorde, was vordem und danach nicht seinesgleichen hatte. Der letzte Brumel-Rekord – am 21. Juli 1963 in Moskau mit dem Straddle (Tauchwälzer) 2,28 m – wurde dann so alt, daß er gar die drei Anfangsjahre des den Hochsprung revolutionierenden Flops überdauerte: Eine von Dick Fosbury (USA) bei Olympia 1968 in Mexiko-Stadt weltweit vorgezeigte und mit 2,24 m auch zum Erfolg geführte Rückwärtssprung-Technik, die heute als Maß aller Dinge auf den ersten 2,50-m-„Flug" hoffen läßt.

Der Moskauer Sportanalytiker und Methodiker Dr. Leonid Chomenkow hat dazu eine interessante Anmerkung gemacht: „Die Bearbeitung der Sprungzyklogramme von Brumel und Fosbury durch Computer ließ den überraschenden Schluß zu, daß Brumels scheinbar unerschöpfliche Potenzen bis zur Höhe von 2,50 m reichten – vorausgesetzt, er hätte seine morphologischen Parameter, seine horizontale und die Bewegungsgeschwindigkeit seiner einzelnen Körpersegmente sowie seine Muskeldehnungsmöglichkeiten in die biomechanische Sprungstruktur der Fosbury-Methode einbringen können. Aber das war damals eben noch nicht möglich."

Eine ähnliche Vergleichsanalyse ergibt sich für Dr. Chomenkow im Kugelstoßen. Dem Zyklogramm des Amerikaners Terrence Albritton (mit O'Brien-Technik 21,85 m) war zu entnehmen, daß er sich mit der von Alexander Baryschnikow (UdSSR) zum Durchbruch verholfenen, zu einer 22,00-m-Weltrekordleistung entwickelten und von Dave Laut (USA/22,02 m) endgültig „abgesegneten" Drehstoßtechnik bis zu den 23,17 m hätte vorarbeiten können. Wissenschaftlichen Befunden zufolge, sagt Dr. Chomenkow, liegen die biomechanischen Möglichkeiten des Kugelstoßens „à la Diskuswerfen" bei 26,82 m! Der momentane Weltrekord des sozusagen „normal" stoßenden Udo Beyer: 22,22 m...

Wie einen Diskus (also mit Drehung) warf der Spanier Felix Erausquin den Speer. Mit dieser eigenwilligen Technik verbesserte er seine Weiten beträchtlich, wurde aber zurückgepfiffen. Er durfte die „Schleuder" nicht mehr anwenden, sie war auch zu gefährlich. Es gab Weitspringer, die mittels Salto vorwärts nach dem Absprung ausprobierten, ob damit eine längere Flugphase zu erreichen war als gewöhnlich. Irgendwie war ihre Idee mit dem zusätzlichen Vortrieb durch Rotation einleuchtend, sie fanden aber zuwenig Mitmacher – so gut „turnen" konnte nicht jeder.

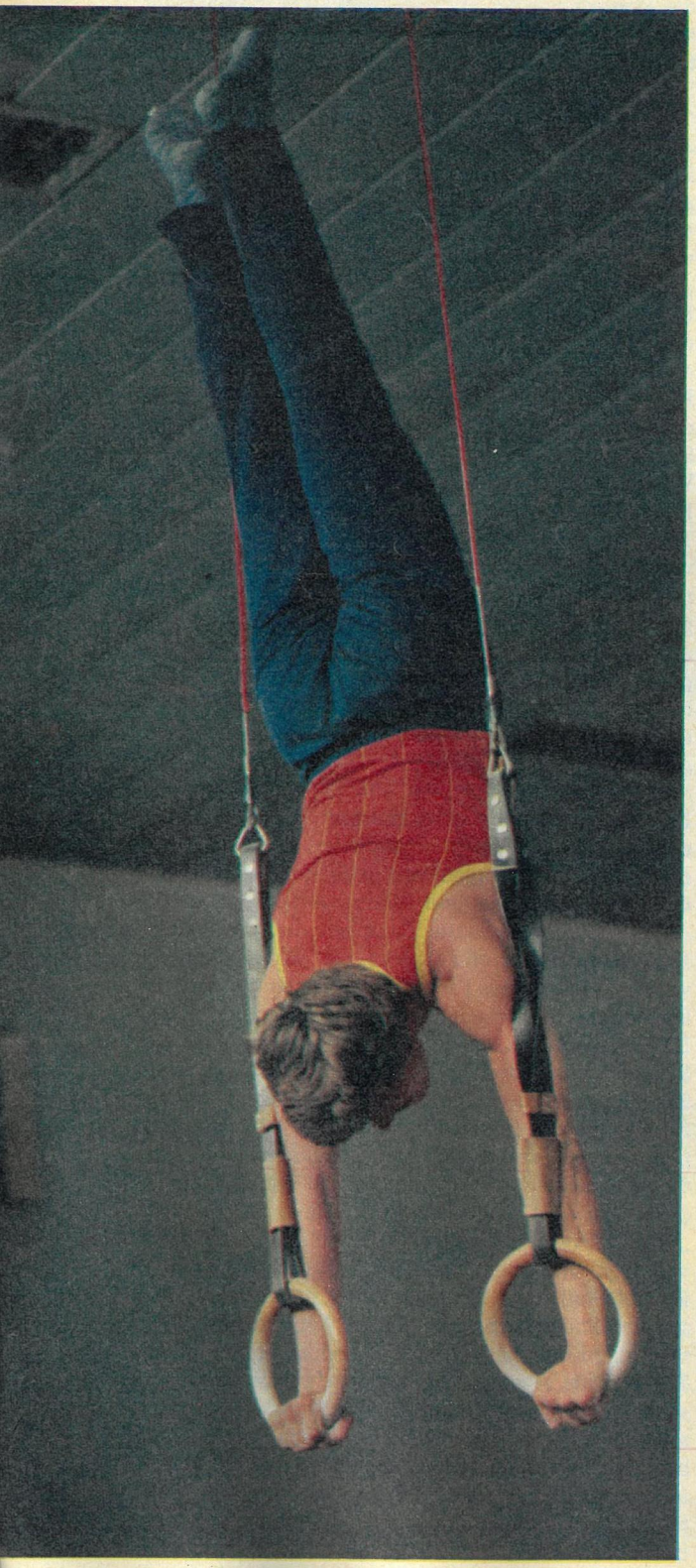
★

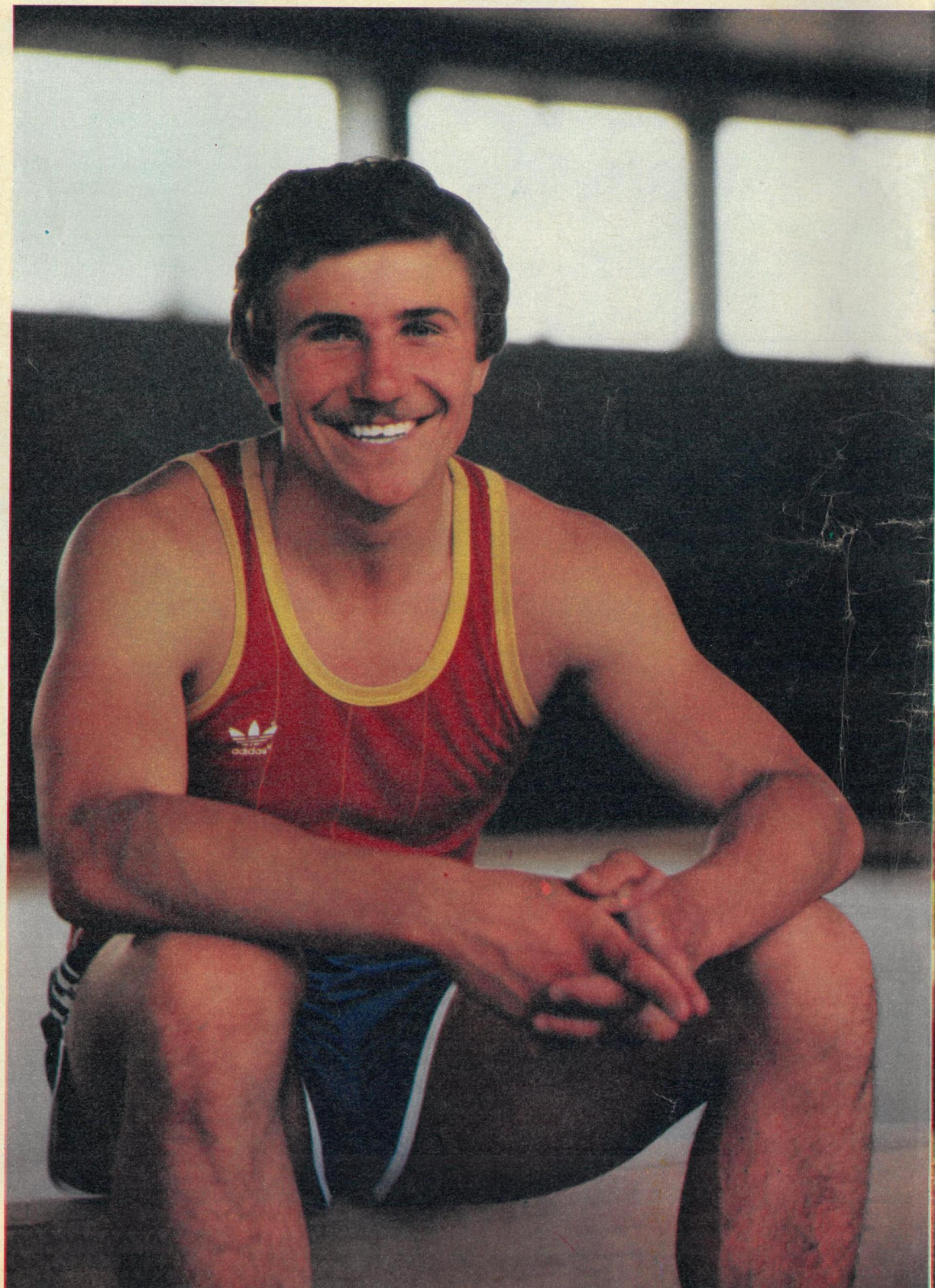
Der Stabhochsprung indes machte Entwicklungsphasen durch, die ständigen (positiven) Veränderungen des Materials unterlagen, was dann zwangsläufig auch diffizilere Techniken und höhere Ansprüche an die Athletik zur Folge hatte. Zwischen dem Hand-über-Hand-Klettern an einer sechs bis acht Kilogramm schweren Stange aus Esche, Zeder, Rottanne oder Hikkory (Ende des vorigen Jahrhunderts) und der „Pacer III"-Peitsche aus Glasseide und Kunstharzen, mit der Sergej Bubka jetzt die sechs Meter buchstäblich überflog, liegen Welten. Dazwischen gab es noch andere Ären – die des (frischen) grünen und (abgelagerten) Goldbambus, des Stahl- und Duraluminstabes, der Glasfibermodelle, die Namen hatten wie „Catapole" (Schleuderstab) und „Skypole" (Himmelsstab), wie „Banane" (weil schon vom Hersteller technologisch verbogen) und eben „Pacer" (Schrittmacher).

Es gibt Statistiker, die anhand der Entwicklungsphasen des Stabhochsprungs „ewige Weltrekordler" führen, allerdings nicht immer übereinstimmen. In die Zwickmühle geraten sie schon dort, wo die einen zwischen „purem Holz" und Bambus unterscheiden, die anderen nicht, weil sie sich bei Bambus aufs Lexikon berufen: „Mehrjährige Gräsergattung im tropischen und subtropischen Asien. Die bis 30 m langen verholzten Halme (Bambusrohr) werden für Hausbau, Möbel u. a. verwendet."

Nach ohnehin schon so langer Zeit wird demnach nie zu klären sein, ob der US-Amerikaner Albert Gilbert mit seinen 3,85 m vom 6. Juni 1908 in Philadelphia tatsächlich der letzte Weltrekordler mit dem Stab aus „richtigem Holz" war. Unter den 16 Springern, die zwischen 1907 und 1942 einunddreißigmal mit dem Bambusstab den Weltrekord verbesserten, taucht Gilbert mit der gleichen Leistung am gleichen Tag und an gleicher Stelle ebenfalls auf. Es gibt auch unterschiedliche Meinungen über den letzten Weltrekord mit dem Metallstab. Geht dieses Prädikat an Bob Gutowski oder, was näher liegt, an Don Bragg (4,80 m)?
Fest steht nur, daß beide mit einem Stab aus Duraluminium sprangen. Wie damals geschrieben wurde, unterschied sich dieser vom vorangegangenen Stahlstab „wie das Rennrad vom Tourenrad". Der störrische Stahlstab war sowieso kein zukunftsträchtiger Ersatz für den Bambus. Seine Entwicklung begründeten die Schweden mit dem Hinweis, die Kosten für den aus Ja-

Sergej Bubka aus Donezk. Auf Bild rechts mit seinem Trainer Vitali Petrow, Bild links unten an den Ringen. Er hätte auch ein exzellenter Turner werden können!





Bubkas Berliner Maß

pan und China importierten Bambus würden ihnen langsam über den Kopf steigen. Also erfanden sie den „Sefak". Er hatte die Form einer Zigarre, übertraf die Elastizität des Bambus nur unwesentlich, war aber angeblich bruchsicherer. Doch wer während des Sprunges mit dem Knie anstieß, erlebte das Gegenteil. Stimmen, daß „die Stahlstäbe den Fortschritt hemmten, statt ihn zu beschleunigen", gab es viele. Zum Glück ließ der zylindrische, leichtere und biegsamere Duraluminstab nicht lange auf sich warten. Er machte den Bambus, an dessen Wachstumsknoten es sich immer so gut fassen ließ, eher vergessen als der Stahl. Mit ihm sprang Manfred Preußger seine Europarekorde.

Am 13. April 1940 überquerte Cornelius Warmerdam (USA) im Edwards-Stadion von Berkeley mit einem Stab aus Goldbambus und auf einer Anlage mit harter Landefläche fast zu ebener Erde die Höhe von 15 Fuß (4,571 m), was bis dahin niemand auch nur annähernd für möglich gehalten hatte. Was noch lange danach über diesen Sprung gesagt und geschrieben wurde, war eine einzige Schwärmerei. „Ich bezweifele", so Trainer Robert Templeton, „daß irgendeine andere Leistung in der amerikanischen Leichtathletik-Geschichte eine ähnliche Wirkung gehabt hat wie diese." Und die Person Warmerdams beschreibend, formulierte Trai-

Als Zeitdokument von bleibendem Wert galt dieses Foto: Cornelius Warmerdam überspringt mit dem Bambusstab 15 Fuß.

ner Ken Doherty den Satz: „Er machte ganz einfach alles sozusagen natürlich richtig, wo andere Jahre versuchten, es zu lernen..."

Warmerdam hat sieben Weltrekorde aufgestellt. Den letzten im Mai 1942 in Modesto mit 4,77 m – gebrochen erst 1957, von Bob Gutowski mit 4,78 m! Daß Warmerdam während des Krieges zur Legende wurde, also zu einer Zeit, da er im Grunde nur sich selbst zu übertreffen hatte, schmälert diese Leistung nicht. Noch Mitte der siebziger Jahre sagte der unvergessene Nordwig-Trainer Arthur Linß einmal: „Viele sehen in Warmerdam den bis heute größten aller Stabhochspringer, weil er mit seinen 4,77 m die gesamte ‚Bambus-Konkurrenz' um mehr als zwanzig Zentimeter überragte. Diese Meinung, die auch Wolfgang Nordwig vertrat, ist schwer zu widerlegen. Gleichwohl bleibt die Frage offen, ob Warmerdam mit seinem anderthalb Jahrzehnte alt gewordenen Weltrekord das damals Menschenmögliche aus dem Stabhochsprung herausgeholt hat. Ich habe Filme von seinen Sprüngen gesehen – und glaube das nicht. Ich bin überhaupt davon überzeugt, daß zu keiner Zeit – weder mit dem Holzstab noch mit Bambus, dem Metall- oder Glasfiberstab aller Sorten – an die Leistungsgrenzen geklopft worden ist."

Was jetzt, ein Jahrzehnt später, der „Weltrekordler aller Weltrekordler", Sergej Bubka, gern bestätigt: „Auch die sechs Meter sind noch nicht alles."

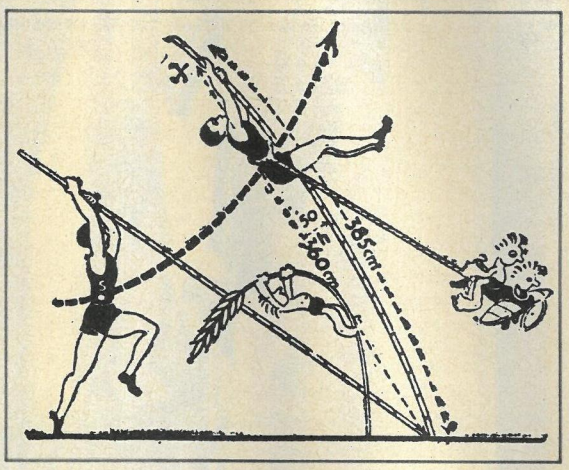
Wolfgang Nordwig ist ebenfalls ein „ewiger Weltrekordler". Als er 1972 in München mit 5,50 m Olympiasieger wurde, schlug er mit dem „alten Glasfiberstab" den Favoriten Bob Seagren, der mit einem neuen bereits 5,63 m überquert und dabei den Stab 15 Zentimeter höher gegriffen hatte als bisher. Nordwig, unzweifelhaft der athletisch am besten ausgebildete und absprungsstärkste Springer seiner Zeit, war in den Monaten zuvor ebenfalls schon mit dem zuerst verbotenen, dann wieder zugelassenen „Seagren-Stab" gesprungen. „Ich probierte ihn, aber irgendwie ‚paßte' er nicht. Ich konnte mit ihm zwar springen, aber nicht unter allen Umständen. Beim Länderkampf gegen Frankreich in Paris scheiterte ich damit bei 5,10 m und war, weil ich diesem letzten Test vor Olympia mit großen Erwartungen entgegengesehen hatte, schockiert wie noch nie zuvor in meiner Laufbahn. Schockiert vor allem, weil ich in sehr guter Form war und wußte, daß ich mit dem alten Stab ganz sicher 5,40 m und höher gesprungen wäre. Ich glaubte sogar an die 5,50..."

Also griff Nordwig in der alles entscheidenden Stunde auf den alten Stab zurück, gewann damit und machte Schlagzeilen, weil der schlechte Verlierer Seagren von einem Thron gestürzt wurde, den verlassen zu müssen ihm nicht einmal im Alptraum erschienen war. „Nun ist Wolfgang so etwas wie ein ‚ewiger Weltrekordler' mit dem alten Stab", resümierte Arthur Linß. „Aber nach seinen den Olympiasieg bedeutenden 5,50 m versuchte er, Kjell Isakssons 5,55-m-Europarekord zu verbessern – den der Schwede bereits mit dem neuen Stab gesprungen war. Dieser Versuch war keineswegs ein Angriff auf eine utopische Höhe, ich glaube vielmehr, daß mit diesem ‚alten Stab' sogar 5,60 m möglich gewesen wären."

Auf die Frage, was es mit den neuen Stäben nun eigentlich auf sich hatte, gab der Feinmechaniker, BMSR-Ingenieur und Physiker Wolfgang Nordwig eine bis ins Detail fundierte Antwort: „Sie bestehen im Prinzip aus dem gleichen Material wie die alten, also aus Glasfaser und einem die Glasfaser verbindenden Harz. Anders ist die Produktionstechnologie und die Abweichung der Materialkomponenten. Man hat mit dieser Technologie das Gewicht des Stabes um zehn bis zwanzig Prozent und auch dessen Durchmesser verringern können. Dadurch ist er leichter zu tragen, man kann auch schneller anlaufen und die Anlaufenergie durch ein anderes Biegeverhalten des Stabes besser ausnutzen. Durch diese bessere Umsetzung aus dem Anlauf wird zudem ermöglicht, den Stab höher zu greifen. Nach meinen Erfahrungen gewährleistet der neue Stab – wenn man gelernt hat, ihn zu beherrschen, und er richtig ‚paßt' – gegenüber dem alten eine um zehn bis fünfzehn Zentimeter bessere Leistung. Wenn dieser neu entwickelte Stab nicht durch einen nächsten ersetzt werden sollte, halte ich es für möglich, daß es mit ihm eines Tages über die 5,75 m hinausgeht..."

Aber es ging nie über 5,75 m hinaus, denn es kam wirklich wieder ein neuer Stab – die „Banane"...

Bevor Sergej Bubka seinen unaufhaltsamen Marsch zu den sechs Metern antrat, verbesserte er im Winter 1984 dreimal den Hallenweltrekord. Beim letzten, am 10. Februar in Los Angeles, schlug er mit 5,83 m den Amerikaner Billy Olson, der völlig perplex war, daß er mit 5,80 m verloren hatte. Kurz darauf begegnete Bubka in New York dem „römischen" Olympiasieger Don Bragg, dem wohl „ewigen Weltrekordler" mit dem Metallstab. Bragg war Gentleman und gratulierte. Er meinte das ehrlich. Aber dann zettelte er einen Disput an und meinte, das damalige Springen mit dem Duraluminstab sei natürlich etwas ganz anderes gewesen als das heutige mit dem „Pacer III". Da hatte er



Noch inmitten der Bambus-Ära, Ende der vierziger Jahre, verwies Prof. Dr. Nikolai Osolin prophetisch auf den Stabhochsprung von heute: Mit dem Zeichenstift hängte er einen Menschen an eine gekrümmte Ähre.

recht. Doch Bubka wehrte sich gegen Braggs Ansicht, als Springer seien sie doch alle gleich gewesen und die Entwicklungsepochen des Stabhochsprungs doch zuallererst ein Verdienst des sich ständig verbessernden Materials. Als Bubka erzählte, was er an technischer Reife, physischer Kraft und athletischer Fitneß investieren muß, um s e i n e n Stab gefügig zu machen, kapitulierte Bragg: „Alles klar. Du hast recht. Ich geb' mich geschlagen. Du bist besser als ich."

So etwas hat zu anderer Zeit schon Arthur Linß gesagt, nur bildhafter: „Selbst wenn ein neuer Stab dir gewährleistet, daß du höher springen kannst, wirst du als Athlet so oder so herausgefordert. Auch der Skispringer kann sich nicht nur auf die Bretter stellen und losfahren, selbst wenn die Bretter noch so gut sind. Der Ski wird dem Springer den Absprung nie abnehmen. Auch ein Auto, das 180 Sachen fährt, ist nichts wert, wenn der Fahrer es nicht beherrscht."

Bubka ist als Stabhochspringer eine Art Naturereignis. Mit mehr als 9,5 m/s Geschwindigkeit läuft er an. Das gibt ihm die Chance, den „Pacer III" nach dem Einstich zu biegen wie eine Peitsche. Daß er dabei eine Griffhöhe hat, die fast bis ans Ende des Stabes reicht, ist phänomenal. Und nach nahezu optimaler Überhöhung über dem Griff f l i e g t er über die Latte und fällt dann aus schwindelnder Höhe auf eine 25 Quadratmeter große Schaumstoffmatratze, die ihm einen Bremsweg bis zu einem Dreiviertelmeter garantiert. Die Holz- und Bambusspringer landeten noch im Sand oder in Sägespänen. Später verwandte man Gummiabfälle.

Bei seinem Sechsmetersprung von Paris soll Bubka eine Griffhöhe von 5,20 m gehabt haben. Weiter geht's auch nicht, denn der Stab ist nur 5,20 m lang. „Bei weiterer Überhöhung über dem Griff können 5,20 bis 5,30 m erreicht werden", sagt er. „Mehr sind kaum möglich. Es sei denn, ein neuer Stab kommt." Ist ein neuer Stab schon in Sicht? Noch ist es Gerücht, daß der Amerikaner Joe Dial bei seinem 5,85-m-Sprung vom 19. Mai in Norman einen aus Kohlefaser benutzte. Das ist ein Stoff, der auch im größten Transportflugzeug der Welt, Antonows AN 124 „Ruslan", steckt. Ein noch leichterer, noch elastischerer Stab? Einer mit Katapulteffekt trotz extremer Biegung und dabei hundertprozentig bruchsicher?

Als Sergej Bubka die Sechs-Meter-Traumgrenze übersprungen und sich danach an den 6,01 und 6,02 m versucht hatte, war in der Moskauer „Prawda" von einem „Meister der Überraschungen" die Rede, auch von einem Springer, der „napoleonische Pläne" habe. Und auf die Frage, an welche Höhen er denn noch denke, antwortete er: „Das ist mein Geheimnis, ich behalt's für mich. Sonst kann ich ja mit Überraschungen nicht mehr aufwarten..."

Was wird er damit wohl gemeint haben?

Hans Richard Vollbrecht

Fotos: Volker Hohlfeld (2), Wladimir Safronow (3), Archiv

Die Bekanntschaft mit Marek macht man durch Bücher! Man liest sein heiter-skurriles Pitaval aus dem alten Prag oder die kuriosen Begebenheiten aus dem Leben seines Onkels Odysseus. Er ist ein freundlich-ironischer Erzähler, und er gehört in der ČSSR seit Jahren zu den populärsten Autoren. Er schreibt auch Reportagen, Romane, Filmszenarien, ist vielbeschäftigt, und auch dies ein Grund, ihn einmal zu besuchen.

Ein Beitrag von
Ursula Weil (Text)
und
Peter Meißner (Bild)

Der Schriftsteller Jiří Marek und sein Milieu – hier wurde er geboren, hier lebt und arbeitet er.

Mein Prag

Mein Prag

„Ich schreibe in die Maschine, redigiere es unleserlich, dann wird's ein Manuskript", erzählt er mir.

Der Dolmetscher bekommt einen freien Tag, denn Jiři Marek spricht perfekt und wunderhübsch deutsch. Am Telefon hat er vorgeschlagen, uns mit seinem Škoda von der Metrostation abzuholen, weil die Unkenntnis all der Umleitungen, zwischen denen er zur Zeit wohne, unser Ankommen möglicherweise sehr verzögern würde... Wir fühlen uns heimisch. Auch wegen der Herzlichkeit, mit der er uns begrüßt, die paar Minuten Verspätung waren im Gemüseladen entstanden, und das gefüllte Netz zeigt keine Ausrede, vielmehr eine verreiste Hausfrau an! Kenner von Mareks „Automärchen", eines davon verfilmte die DEFA, können sich denken, daß er leidenschaftlich gern sowie manchmal viel zu schnell Auto fährt. Als vor Jahren im Fernsehen unseres Nachbarlandes die nach seinem Buch gedrehte Serie „Panoptikum alter Kriminalfälle" lief, erwischte man ihn eben bei diesem Delikt. Der Polizist sah in seine Papiere und fragte: „Kommissar Marek? Sie sollten sich an die Ordnung halten, heute verwarne ich Sie nur!" Seither versucht er, dieses Vertrauen nicht zu enttäuschen. – Trotzdem, wir sind in überraschend kurzer Zeit am Ziel. Eine stille Straße, ein wilder Garten mit einem riesigen, alten Süßkirschenbaum, auf dem die Stare sich alljährlich im Frühjahr die Ernte ausrechnen, die der Besitzer im Sommer einzubringen meist keine Zeit hat. Überhaupt scheint er zu den Gärtnern zu gehören, von denen sein Landsmann, der Dichter Karel Čapek schrieb, „wenn es nützte, fielen sie täglich auf die Knie und beteten etwa so: Herrgott mach', daß es jeden Tag von Mitternacht bis drei Uhr morgens regnet..." Sein Haus ist außen alt, innen ist es behaglich – all die Reiseandenken aus China, Indonesien, der Sowjetunion halten sich da schön bescheiden zurück – aber die schmale Treppe in sein Arbeitszimmer, die können nur Geübte wie er schnell hinaufsteigen. Hier also schreibt er, bisher fünfunddreißig Bücher, und nach jedem das Gefühl, nun ist das Pulver verschossen. Doch immer verwickelt ihn eine Idee in ein neues Buch. Eine Mönchsarbeit, meint er, denn wenn ich schreibe, muß der Kopf wehtun und der Arsch. Mit hintergründigem Schalk zitiert er aus seinem autobiographischen Roman „Mein Onkel Odysseus" den Satz, „ebenso wie ihr halte ich das Erzählen von Erlebnissen für eine belanglose Tätigkeit. Sie bedeutet nur, aus Schatten und Worten einen Faden zu knüpfen, um den Leser daran hinter sich herzuziehen." Dann gießt er den hellen, mährischen Wein ein und erzählt...

Am 30. Mai 1914, als ich die Ehre hatte, auf dem Planeten Erde in Prag geboren zu werden, in dem sehr günstigen Sternbild Zwillinge, in dem unkomplizierte, glückliche Naturen zur Welt kommen, die das Lachen lieben, hatte ich also Grund zur Freude. Meine Mama hatte keine Zeit, an solchen Unsinn zu denken. Sie plagten ganz andere Sorgen, sie war Verkäuferin, außerdem war sie nicht verheiratet, und das war für die damalige Gesellschaft ein empörender Umstand.

Sie mußte einen passenden Taufpaten für mich finden und bat meinen Großonkel, den Bruder ihrer Mutter, um diesen Dienst. Er war ein Mann mit einem ungewöhnlichen Metier, er hatte ein Beerdigungsinstitut und einen gewissen Hang zu fröhlichem Leben, Großmutter und er mochten sich nie sehr und zankten sich dauernd. Als Taufgeschenk erhielt ich von ihm zwei österreichische Dukaten, was Großmutter versöhnte, und sie erlaubte später nie, diese Dukaten zu veräußern, auch wenn es uns miserabel ging, meine beiden Söhne werden sie von mir erben. Wenn ich meine fünf Enkel ansehe, habe ich den Eindruck, daß die sie einmal gegen etwas Nützliches eintauschen werden.

Nach wenigen Lebenswochen wurde ich krank, der Doktor sagte, daß nur ein Wunder mich retten könnte, ich hätte eine schwere Lungenentzündung. An dem Tag, an dem es mir wieder besser ging, brach der erste Weltkrieg aus. Ich hatte meinen eigenen Tod überlebt, aber Millionen Menschen mußten in den Tod ziehen, auch mein Onkel Ferdinand war unter ihnen, er fiel an der russischen Front.

Großmutter mußte sich Arbeit suchen. In Prag wurde eine Küche eröffnet, wo für die Ärmsten gekocht wurde, natürlich schlecht gekocht, aber dafür fast umsonst. Wir konnten uns dabei sattessen, wenn wir auch kein anderes Fleisch kannten als Pferdefleisch. Auf dem kleinen Hof vor der Küche im Haus „Zu den Herzögen" versammelten sich täglich arme Leute mit Kannen für die Suppe, die Großmutter mit einer großen Schöpfkelle austeilte. Wichtig war, daß sich rings um mich her die Zauberwelt der alten Häuser auftat. Die engen Gassen waren so geheimnisvoll, daß ich mich, wann immer ich wollte, wunderbar fürchten konnte... Der Krieg dauerte lange, die Schlange vor der Küche wurde immer länger, ein Kind merkt sich vieles. So erinnere ich mich, wie ich mit viereinhalb Jahren auf einer Straße nahe beim Wenzelsplatz stand. Überall wehten Fahnen, und mir gefielen am besten die flinken Herren, die Leitern heraufkletterten und die österreichischen Doppeladler von den Mauern rissen. Jedesmal wenn so ein Symbol zur Erde fiel, krachte es so schön, ich ahnte nicht, daß ich an jenem historischen 28. Oktober 1918 die Ausrufung der Tschechoslowakischen Republik erlebte, zumal am nächsten Tag wieder arme, hungrige Menschen vor der Küche standen.

Es ging uns nicht sehr gut, darum entschloß sich wohl mein Onkel, mich zu sich zu nehmen und einen gebildeten Menschen aus mir zu machen, denn mein Zeugnis berechtigte ihn inzwischen zu dieser Idee. Der längere Schulweg hatte für mich eine besondere Bedeutung. Ich lernte etwas, das mich für mein ganzes Leben prägte.

Mein Freund bekam zu Hause sehr schöne Bücher geschenkt und erzählte mir manchmal, was er gerade las. Ich hatte nicht die geringste Hoffnung, diese Bücher auch zu bekommen, und es bedrückte mich sehr, daß ich mit nichts prahlen konnte. Einmal erwähnte ich wie beiläufig, ich hätte ein ganz neues Buch über Abenteuer auf dem Mars, das stimmte nicht, ich hatte nur eine Erzählung gelesen. Gleichwohl fing ich an, jedesmal auf dem Weg zur Schule ein Kapitel zu erzählen. Es waren viele Wege, ich mußte mir viel ausdenken, ich fabulierte ungeniert, und manchmal verlor ich den Faden, meine Zuhörer merkten jedoch zum Glück nichts. Ich erkannte, daß der Zuhörer, wenn er einmal von der Phantasie des Autors gepackt ist, sich sehr bereitwillig von ihr leiten läßt.

Nachdem ich die vierte Klasse erreicht hatte, verkündete mein Onkel, daß ich in der Volksschule nichts mehr lernen könne und gleich auf das Jirásek-Gymnasium gehen solle. Die Aufnahmeprüfung bestand ich glatt, aber diese Freude dauerte nicht lange. Zuerst bekam ich Sehnsucht nach meiner alten Schule, dann bekam ich Latein. Wir hatten auch Deutsch und Mathematik, vor der ich mich schon des Namens wegen fürchtete, zum Halbjahr bekam ich ein niederschmetterndes Zeugnis.

Manchmal hat aber auch ein kleiner Mensch großes Glück. Der Mann meiner Mutter wurde nach Písek versetzt, dort hatten sie eine große Wohnung, sie konnten mich zu sich nehmen. Písek galt als eine Stadt der Pensionäre und der Studenten. Es gab eine Realschule, eine Forstschule und eins der ältesten tschechischen klassischen Gymnasien. Wer aufs Gymnasium ging, trug den Titel „Student". Eine Kleinstadt hat entschieden mehr Reiz als eine Großstadt, in einer Kleinstadt kennen sich alle. Jeden Abend wurde auf dem Platz flaniert, dort tauschten wir jungen Leute auch unsere Hausaufgaben aus. Ich war bald Fachmann für Stilaufgaben, während ich hemmungslos Mathematik abschrieb. In Písek lebte auch die Tradition des Laientheaters. Meine erste Rolle war ungewöhnlich. Ich spielte die Zigeunerin in Čapeks „Räuber", da die dafür ausersehene Schülerin Hausarrest erhielt, gerade, als wir mit diesem Stück in ein nahegelegenes Dorf fahren sollten. Čapek hatte wohl an eine alte Zigeunerin gedacht, aber ich war jung, schminken konnte ich mich nicht, ich bot also eine interessante Kreation. Als unser Tschechischlehrer auf dem Hof des Gasthauses in der Herrentoilette mit mir zusammenstieß, entschuldigte er sich, er hätte die Tür verwechselt, und ging hochrot davon...

Unser Kulturzirkel gab auch eine eigene gedruckte Monatsschrift, „Gymnasion", heraus, ich trat darin als Satiriker an die Öffentlichkeit, schrieb Studentenschwänke und Epigramme. In den Ferien aber fuhr ich stets in ein Waisenhaus in Dubá bei Česká Lípa, um unter deutschen Jungen deutsch zu lernen. Um diese Zeit, mit sechzehn, schrieb ich meinen ersten Roman mit dem sehr attraktiven Titel „Der Teufel" und brachte ihn bei einem Besuch in Prag zu einem Verlag. Und ich weiß noch wie heute, wie entsetzt man mich, das Schülerchen in kurzen Hosen, musterte. Das

Manuskript las man natürlich nicht und empfahl mir, wiederzukommen, wenn ich mehr geschrieben hätte. Das war ein mehr als vernünftiger Rat."
Mährens Wein in unseren Gläsern duftet, ihm zuzuhören ist vergnüglich und die Vorstellung, daß er eigentlich hätte Bankbeamter werden sollen, geradezu absurd. Statt in der Handelsakademie zu studieren, ließ er sich denn auch lieber an der philosophischen Fakultät der Karlsuniversität für Tschechisch und Deutsch immatrikulieren und wurde – man schrieb 1938 – kein Schriftsteller, sondern Lehrer. Er liebt nämlich Kinder, in jeder Größe, und in ihnen Liebe zur Literatur zu wecken, schien ihm lohnenswert. Schweren Herzens, aber gerade seinetwegen, hat er jetzt nach zwanzig Jahren die Arbeit als Dozent für tschechische Literatur an der Universität aufgegeben. Krieg und sechs Jahre faschistischer Okkupation gingen nicht spurlos an ihm vorüber. Der damals fast Dreißigjährige erlebte die große Kraft seines kleinen Volkes, er sah in die vielen Gesichter seines Widerstandes, wo Namenlose zu Helden und „Helden" zu Namenlosen wurden, und er wußte, eines Tages würde er darüber schreiben müssen. Nach der Befreiung erschienen seine ersten beiden Bücher, „Männer gehen im Dunkeln" und „Das Dorf unter Tage". Er stürzte sich – Mitglied der Kommunistischen Partei geworden – nun als Journalist in das neue Leben, das Aufbau der sozialistischen Republik hieß. Besonders vertraut wurden ihm die Bergleute. Eine Zeitlang arbeitete er mit ihnen im Schacht, und sein Talent, scharf zu beobachten, witzig zu charakterisieren, den Humor zu finden, der in den Leuten und ihrem Verhalten steckt, förderte jene originellen, pointierten Geschichten zutage, die ihn als Schriftsteller populär machten. Sehr bald zählte die Literaturwissenschaft den Verdienten Künstler und Träger des Klement-Gottwald-Staatspreises Jiři Marek zu den tschechischen Humoristen, deren Väter Dichter wie Neruda, Hašek, Čapek oder Olbracht waren. Heftig reagiert er, wenn einer behauptet, Dichtertum sei eine Mission, Journalismus ein Beruf. Es ist gut, Journalist zu sein, sagt er, denn dieser Beruf zwingt uns dorthin zu gehen, wohin wir sonst nie kämen. Und da der Schriftsteller die Welt in ihrer Gesamtheit und in ihrer verschiedenartigen Farbigkeit sehen muß, hat er gerade in der Zeitung dazu genügend Gelegenheit. Er selbst nutzte sie als Redakteur beim „Rudé pravo" und als Chefredakteur der Zeitung für Tschechisch-Sowjetische Freundschaft „Svět socialismu". Als einer der ersten tschechischen Journalisten bereiste er nach dem Krieg die Sowjetunion, welche die bürgerliche Republik einst als niemands Land zu bezeichnen pflegte, weil dort die proletarische Revolution gelang. Für ihn war sie Freundes Land, und so gab er der Reihe seiner Reportagen wahrheitsgemäß den Titel „Fröhliches Zusammentreffen". Auch beim Film ist er ein schon gestandener Autor gewesen, als man ihn für fünf Jahre mit dem Generaldirektorposten dieses Unternehmens betraute, doch dann zog es ihn zu seiner „Mönchsarbeit" zurück...
Vielleicht war's „Beim Pinkas" oder im „Goldenen Tiger" – einem Engel begegnen kann man nicht alle Tage, einem Prager Journalisten in einem Prager Gasthaus allemal – Marek begegnete seinem Kollegen František Gel. Der war mit Kriminalistik beschäftigt und erzählte, daß in alten Archiven viele unbekannte, interessante Dinge lägen, so unversehens kam er zu seinem neuen Thema. Beim Durchblättern vergilbter Zeitungen fand er skurrile, amüsante, gruselige Geschichten, fand sie auch belehrend und bei näherem Hinsehen so ausgefallen nicht, denn, wenn auch wie in einem Zerrspiegel, zeigten sie die Gesellschaftsverhältnisse vergangener Zeit, ein Stück wirklichen Lebens der kleinen Leute. Und was ihn besonders daran reizte: Das alte Prag kam zu

„Alle diese Geschichten, so merkwürdig sie anmuten, haben sich tatsächlich einmal zugetragen."

Illustration: Volker Pfüller

Ein altes tschechisches Sprichwort sagt: Auf dem Hof ein Hund, lebt man gesund.

einer Hauptrolle. Der Erfolg seiner drei Panoptikumbücher aber kam auf kuriosem Umweg...
Als er siebzehn Geschichten geschrieben hatte, fuhr er damit zu seinem Verlag „Der Tschechoslowakische Schriftsteller". In der Elektrischen traf er den Cheflektor und dem zeigte er, was er ihm bringen würde. Der besah sich ein paar Seiten und sagte, „ach, das ist doch nichts!" An der nächsten Haltestelle stieg Marek aus und ging in den Verlag „Mlada Fronta". Die hielten es zwar auch nicht für Literatur, doch sie brachten es heraus. Es wurde ein Bestseller, und sein Cheflektor schwor, mit einem Autor nie wieder in der Elektrischen zu verhandeln!
Lausbübische Verrücktheit, leise Freundlichkeit, Mutterwitz und Weisheit machen ihn wie seine Bücher liebenswert, etwa die jüngst veröffentlichte „Plauderei über Hunde oder der Stern Sirius". Jahrelang genoß er die Freuden und Leiden des „Herrchen" von Baron, seinem Dobermannrüden, daher behauptet er in diesem Buch, wer auf den Hund kommt, ist übel dran, doch wer einen Hund besitzt, kann von Glück reden. Erzählt nebenhin Kulturgeschichtliches über Hunde und Menschen.
Zwei Manuskripte liegen auf seinem Schreibtisch, er arbeitet am dritten Band seines Romans „Salz der Erde", der vom Schicksal dreier Generationen deutscher und tschechischer Arbeiterfamilien im Sudetenland handelt, und an einer Novelle. „Tristan oder über die Liebe", ein alter Mann, eine junge Frau, eine moderne Geschichte... „Wenn wir", schreibt er, „die Schicksale eines heutigen Menschen schildern, dann sind wir gar nicht so weit entfernt von längst vergangenen Schicksalen, denn Vergangenheit und Gegenwart verfließen in eins, und voller Ungeduld erwarten wir, was die Zukunft bringt." Wir trinken den hellen Wein, sei gegrüßt, Leser!

Wir danken der Prager Zeitschrift „Svět socialismu", die das Rendezvous mit J. Marek vermittelte.

Im nächsten Heft:

Rettungsaktion im All

Pamir meldet aus dem Orbit: Salut-7 wieder funktionstüchtig. Die Kosmonauten Wladimir Dshanibekow (im Bild rechts) und Viktor Sawinych reparierten eine Station, die manövrierunfähig die Erde umkreiste.

Foto: TASS

Rätselhafter Delphin

Sowjetische Wissenschaftler haben in jahrelangen Forschungen einige interessante Fragen über die Fortbewegung und den Schlaf der Delphine gelöst.

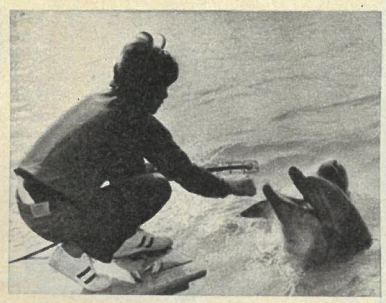


Foto: Ettinger/APN

Ein schweres Erbe?

In Mährens Metropole Brno prallen die Jahrhunderte aufeinander. Das bereitet dem Stadtarchitekten mancherlei Sorgen.

Foto: K. Hurrelmann

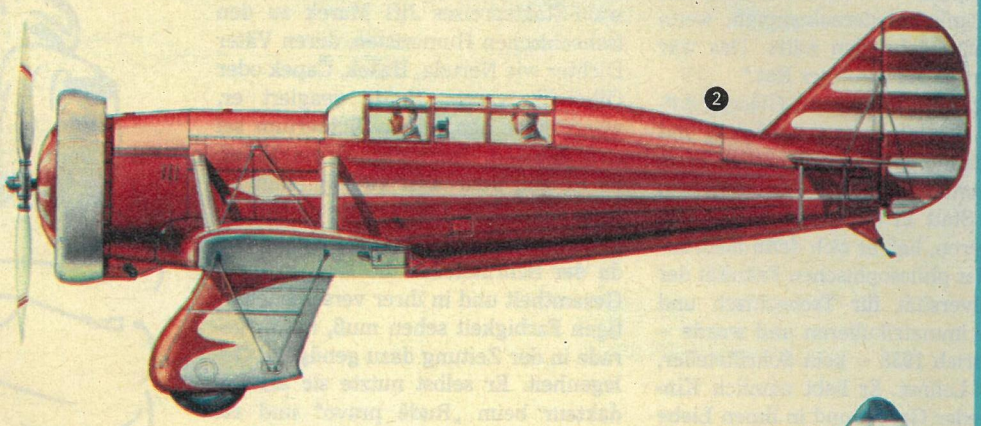
Europacup in Moskau

FREIE WELT-Reporter beobachteten die Wettbewerbe der besten Leichtathleten des Kontinents in der sowjetischen Hauptstadt.

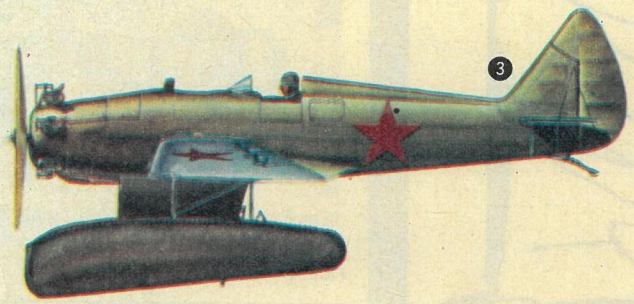
Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FLUGZEUGE DER UdSSR (6)

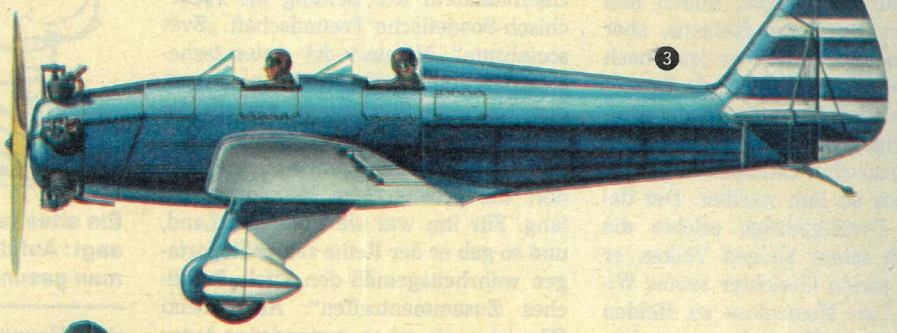
1



2

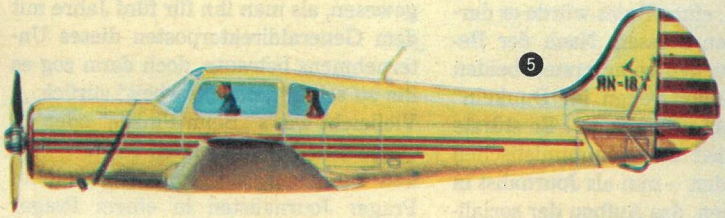


3

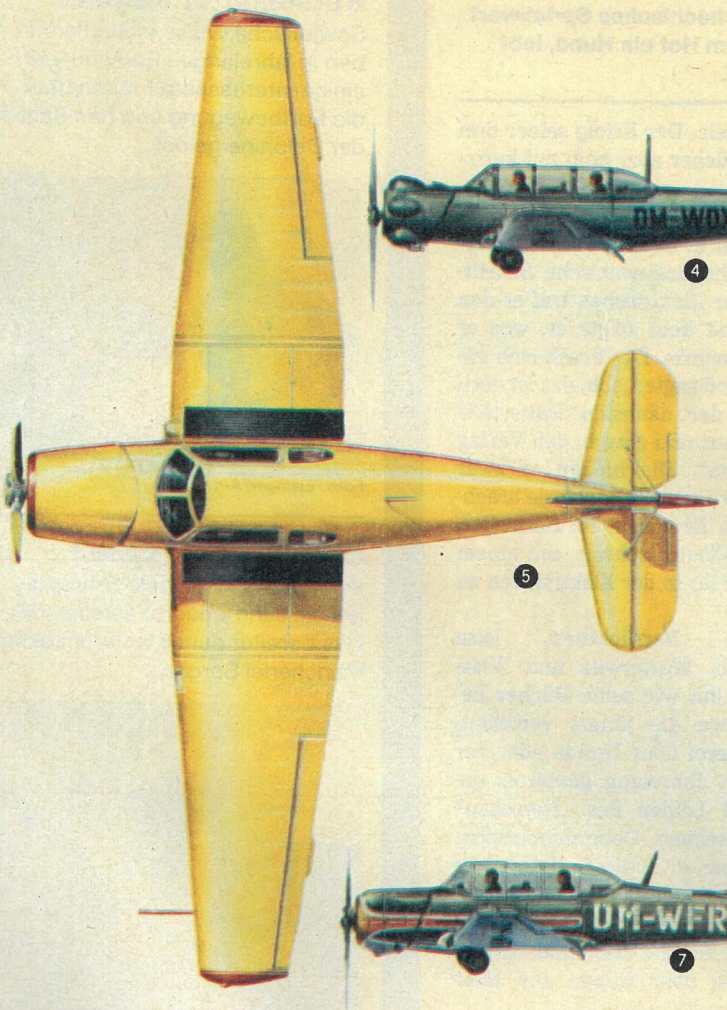


3

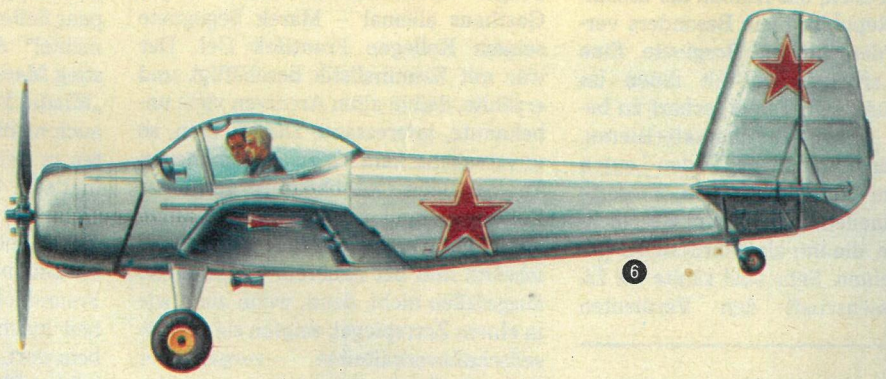
4



5



5



6

7

8

Konstrukteur der Weltmeister-Maschinen:

Alexander Sergejewitsch Jakowlew – vielseitigster Flugzeugbauer der Sowjetunion. Er entwarf Maschinen aller Gattungen – Hubschrauber, Segler, Transporter, Verkehrs- und Kampfflugzeuge, darunter Überschall-Maschinen und Senkrechtstarter. Seine Vorliebe galt jedoch immer den „Kleinen“ und den „Leichten“, mit denen er vor sechs Jahrzehnten seinen Weg als Konstrukteur begann: mit Sport- und Schulflugzeugen. (1): AIR-4 (Ja-4) – das „fliegende Automobil“, mit dem im Oktober 1930 zwei Mehretappen-Flüge über 3650 und über 3270 km mit Durchschnittsgeschwindigkeiten von 150 bzw. von 140 km/h durchgeführt wurden. Mit der Experimentalversion E-31 (siehe Zeichnung) erprobte man neuartige Querruder und Landeklappen. (2): AIR-7 (Ja-7) – zweisitziges Geschwindigkeitsrekordflugzeug (1932), mit dem am 25. 9. 1933 ein Spitzentempo von 332 km/h erzielt wurde (UdSSR-Rekord). (3): UT-2 (AIR-10) – zweisitziges Schulflugzeug (1935), von dem insgesamt 7243 Exemplare gebaut wurden und das bis in die 50er Jahre für Ausbildungszwecke verwendet wurde. Geschwindigkeit: 217 km/h. In vielen Sonderversionen getestet, so mit Luftkissen- und Raupenfahrwerk (siehe Zeichnung links). (4): Jak-18 U – eine der Hauptversionen der bekanntesten sowjetischen Kolbenmotor-Schul- und Sportflugzeuge, die 1953 entstand. Von den zweisitzigen Jak-18-Varianten wurden 6630 Exemplare gebaut. Geschwindigkeit: 245 km/h. (5): Jak-18 T – viersitziges Schul- und Reiseflugzeug (1967), das von Aeroflot für die Pilotengrundausbildung übernommen wurde. Geschwindigkeit: 300 km/h. (6): Jak-20 – Schulflugzeug mit zwei Sitzen nebeneinander (1950). Geschwindigkeit: 160 km/h. (7): Jak-18 A – letzte zweisitzige Jak-18-Variante mit stärkerem Motor (1957), von der 950 Maschinen gebaut wurden. Geschwindigkeit: 257 km/h. (8): Jak-50 – einsitzige Kunstflugmaschine (1972), bis Anfang der 80er Jahre wichtigstes sowjetisches Wettbewerbsflugzeug.

Zeichnung: Otto Reich; Redaktion: Karl-Heinz Eyermann

UNSERE FRAGE:

Mit einem einsitzigen Sportflugzeug Jak-18 PM triumphierte während des VI. Kunstflug-Championats im Juli 1970 auf dem englischen Flugplatz Hullavington eine junge Fliegerin, die als Kosmonautin weltbekannt werden sollte. Wie heißt diese Pilotin? Antworten Sie bitte auf einer Postkarte mit dem Kennwort „Flugzeuge der UdSSR 6“ an FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10.

Einsendeschluß: 28. August 1985. Auflösung und Gewinner in Heft 20/85, Leserforum. Gewinnen können Sie 150 M, 100 M und 50 M. Viel Erfolg!